

Joachim Fritzen

**Zwei Jahre TAIWAN**

Briefe an die Ejotzet

Als Faksimile-Reproduktion  
zusammengestellt von  
Emmanuel Fritzen

## Vorwort

Vor genau 50 Jahren, am 1. März 1966, ist Joachim Fritzen mit seiner Frau und drei Kindern nach Taiwan gegangen, um dort für fünf Semester Deutschunterricht als *Assistant Professor* an der Fu-Jen-Universität zu erteilen.

Taiwan war damals in Deutschland eher unter dem Namen „Formosa“ bekannt. Diesen verdankt die Insel im Pazifik portugiesischen Seefahrern, die beim Anblick dieser schönen Insel den Namen „Ilha Formosa“ prägten.

Joachim Fritzen hat Berichte der Eindrücke des Lebens der Familie in Taiwan regelmäßig in der Elbe-Jeetzet-Zeitung, der Tageszeitung ihrer Heimatstadt Lüchow im Hannoverschen Wendland, veröffentlicht. Während die Zeitung allgemein als „EJZ“ abgekürzt wird, verwendet der Autor als Titel für die Sammlung der Artikel „Zwei Jahre TAIWAN – Briefe an die Ejotzet“.

In seinen Briefen verwendet Joachim Fritzen bewusst keine der damals üblichen Transkriptionen für chinesische Namen und Begriffe, sondern seine eigene. Diese ist so angelegt, dass für deutschsprachige Leser eine phonetisch sehr authentische Aussprache des Mandarin entsteht.

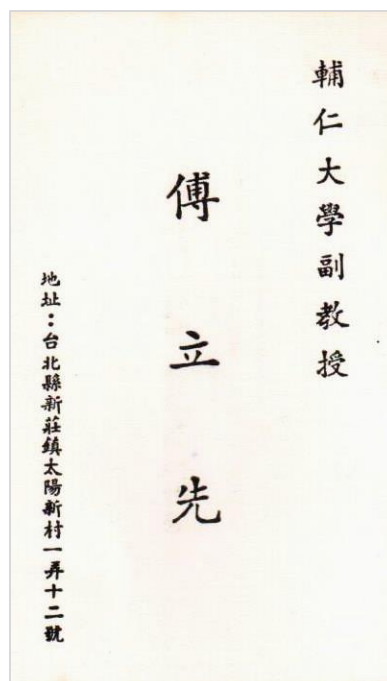
In seinem letzten Brief aus Taiwan stellte unser Vater die Frage „Hat sich unser Hiersein gelohnt?“. Er beantwortet sie für sich, lässt aber die Antwort für seine Kinder offen. Ich kann ein halbes Jahrhundert später diese Frage, auch im Namen meiner Geschwister, bejahen. Die zwei Jahre in Taiwan haben uns alle nachhaltig geprägt!

Da ich selbst inzwischen schon wieder seit fast neun Jahren in Taiwan lebe und über mein Erleben in den eigenen Briefen aus Taiwan berichte, ist es mir eine Herzensangelegenheit, die Briefe meines Vaters nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Taipei, TAIWAN (R.O.C.)  
1. März 2016  
Emmanuel Fritzen



Oben: Joachim Fritzen bei einer Chorprobe in der Universität  
Unten: Visitenkarte von Joachim Fritzen



**Brief aus Taiwan (Formosa):**

## Es begann mit einem Erdbeben

Anfang des Monats ist Studienrat Fritzen, Musikstudienrat des Gymnasiums Lüchow, mit Frau und drei Kindern nach Formosa geflogen, um dort für zwei Jahre Deutschunterricht an der Universität zu erteilen. Joachim Fritzen, jetzt Professor an der FUJEN-Universität Hsinchuang (Kreis Taipei) sandte uns seinen ersten Bericht.

Wenn es hier einen ähnlichen Brauch gäbe wie auf den Schiffen die Äquatortaufe, dann hätten wir am dreizehnten Tag unserer Ankunft bereits die Erdbebentaufe empfangen können. Zwar hatten wir in den Reiseprospekten gelesen: dreizehnhundertmal im Jahr wackelt hier die Erde, mehr oder weniger stark. Als ich am 13. März kurz nach Mitternacht erwachte, hatte ich das unangenehme Gefühl, in einem Omnibus zu liegen, der sich anschickte, einen Unfall zu bauen. „Erdbeben“, dachte ich und weckte meine Frau, die unverzüglich aus dem Bett sprang, um die Kinder zu wecken, wobei das Töchterchen vergessen wurde. Der Elfjährige blieb im Bett und sagte nur von oben herab: Erdbeben? Na und?“ Der Boden schwankte, und draußen blitzte es unaufhörlich. Ich versuchte zu begreifen, wieso der Himmel Anteil an der Erde nehme, erinnerte mich aber schließlich, in einem Japanbuch von dem Feuerwerk der zusammenschlagenden Elektroleitungen gelesen zu haben. Wir gingen hinaus auf den Balkon, von wo wir Nachbarn hörten, die ins Freie geflüchtet waren. Nach etwa einer Minute wurde es ruhig. Was wir erlebt hatten, erfuhren wir am übernächsten Morgen aus der Zeitung. „Unser“ Erdbeben hatte auf der sechsteiligen Skala die Stärke vier gehabt. Vierundzwanzig Häuser waren zusammengestürzt, einige Tote hatte es auch gegeben. Eine Mutter hatte ihrem während des Bebens geborenen Sohn den Namen „Erdbebensohn“ gegeben. Würde das bei uns daheim der Standesbeamte dulden? Solch ein Name steht kaum in seinem Verzeichnis.

Das war nun freilich gleich ein hochdramatisches Ereignis, und ich hoffe nur, daß ich von derartigem nicht allzu oft zu berichten brauche. Was aber könnte die Freunde zu Hause interessieren? Es gibt soviel Neues und Ungewohntes, daß ich nicht weiß, womit beginnen. Ich werde also zunächst über diejenigen Dinge berichten, über die ich gerne Näheres gewußt hätte, ehe wir hierher ka-

men, über die jedoch nirgends etwas zu erfahren war.

### Überall Wetter-Kapriolen

Als wir am Nachmittag des 1. März — zu Hause fing gerade die 3. Schulstunde an — mit einer thailändischen Boeing in Taipei landeten, herrschte — nach unseren Begriffen — eine mollige Sommertemperatur von 26 Grad. Die Luft ist dabei feucht und irgendwie zähflüssig, dabei von Staub und anderem Schmutz gesättigt. Man muß seine Wäsche täglich waschen, nur trocknet sie nicht recht. Ins Freie, wie's die Einheimischen tun, mag man sie nicht hängen, denn dann holt man sie weniger sauber herein, als man sie ins Waschfaß gegeben hat. Die Haare sind im Nu verklebt, und heiß baden muß man sich zweimal täglich. Seinen Gästen bietet man als erstes ein kochend heißes Frottier-tuch an, damit sie sich Gesicht und Hände säubern und erfrischen können. Diesen sympathischen Brauch hatten wir bereits bei der Deutschen Lufthansa gelernt, die überdies noch Kölnisch-Wasser-Servietten verteilte. Nach den ersten drei, vier warmen Tagen hatten wir einen Temperatursturz, wie er seit siebzig Jahren nicht vorgekommen sein soll. Das Thermometer sank auf 15 bis 18 Grad, und

wir froren wie die sprichwörtlichen Schneeder, selbst im Bett unter mehreren warmen Decken. So schnell relativiert sich der Wärmesinn. Zwei der Kinder wurden auch prompt krank und mußten eine Woche im Bett bleiben. Natürlich war nicht daran zu denken, einen Arzt zu holen. Denn was hätte ein einheimischer Arzt einem frisch eingewanderten Mitteleuropäer schon sagen können, auch wenn wir uns mit ihm hätten verständigen können?!

Aber die Verständigung! Das Problem Nummer eins. Selbst wenn mein ohnehin unzulängliches Pekingchinesisch zu einem Gespräch mit einem Arzt ausgereicht hätte, wäre es doch nur wenig nütze gewesen, da die Taiwanesen vergleichsweise eine Mischung aus Holländisch und Schwyzerdütsch sprechen und Hochchinesisch nur schwer oder gar nicht verstehen. Freilich kann man sich — wie weiland die Bekannten des ertaubten Beethoven — mit Aufschreiben des Mitzuteilenden helfen, denn selbst die einfachsten Leute kön-

nen überraschend gut lesen und schreiben. Aber leider sind unter den tausend gelernten Schriftzeichen nicht die, die man gerade braucht. Dieselbe entmutigende Erfahrung macht man beim Bummel durch die Stadt: ein undurchdringliches Gestrüpp von unbekanntem Zeichen, so daß man bald das Gefühl hat: da wirst du niemals eindringen. Gesamteindruck: totale Fremdartigkeit. So hat man sich's denn doch nicht vorgestellt!

## Chinesische Fahrer haben „andere Augen“

Dabei geht es auf den ersten Blick durchaus modern zu. Auf den unvorstellbar belebten Straßen wimmelt es von Autos, Rikschas, Fußgängern und Radfahrern. Es gibt Verkehrszeichen und durchgezogene Trennlinien auf der Fahrbahn. Wenn sie nur beachtet würden! Jeder fährt mit wildem Getöse auf den anderen los; Vorfahrt hat, wer sie sich nimmt. Abwinken gibts nicht. Nachts wird es ganz beängstigend. Radfahrer haben kein Licht, säumen aber zu Tausenden die Straßenränder. Die entgegenkommenden Autos sausen mit unabgeblendeten Scheinwerfern heran, und wir staunen bloß über die chinesischen Fahrer, die trotzdem keinen untermangeln; sie müssen andersgebaute Augen haben als wir. Ich muß gestehen, daß ich der Ankunft unseres VW entgegenbange. Verkehrsampeln gibts in der Millionenstadt Taipeischätzungsweise an zehn bis zwanzig Stellen; sie scheinen sogar beachtet zu werden. Aber sonst fährt und geht jeder, wie es ihm

beliebt. Mir erscheint das vorerst noch chaotisch. Privatautos haben nur wenige Leute. Es gibt jedoch, außer den meistens überfüllten Bussen, 3500 Taxis und unzählige zweisitzige Fahrrad-Rikschas, die allerdings fast alle in jämmerlichem Zustand sind und in die ich mich auch dann nicht setzen würde, wenn es mir nicht widerstrebte, mir einen Menschen als Pferd vorzuspannen. Die Fahrpreise sind — für uns — äußerst billig. Die 15 Kilometer bis zu unserem Wohnort kosten mit dem Bus 25 Pfg, mit der Taxe 2,80 DM. Allerdings ist das für einen Chinesen viel, denn ein verheirateter Polizeiinspektor zum Beispiel bekommt ein Monatsgehalt von 100 Mark. Die sehr gebildeten Sprachlehrer an unserer Universität bekommen für eine 50-Minuten-Stunde (Klassen- und Privatstunden) ganze 2,50 DM. Trotzdem gilt Nationalchina als das Land mit dem zweithöchsten Lebensstandard im Fernen Osten. Darüber wird sicher noch manches zu sagen sein.

**Brief aus Taiwan (Formosa):**

## Wasser ist zum Waschen da . . .

Anfang März ist Studienrat Fritzen, Musikstudienrat des Gymnasiums Lüchow, mit Frau und drei Kindern nach Formosa geflogen, um dort für zwei Jahre Deutschunterricht an der Universität zu erteilen. Joachim Fritzen, jetzt Professor an der FU-JEN-Universität Hsinchuang (Kreis Taipei), sandte uns seinen zweiten Bericht.

### Kai schuej ?

Wozu das Fragezeichen hinter der Überschrift? Keine Bange! Es handelt sich nicht um etwas Fragwürdiges; vielmehr möchte ich nur andeuten, wie dieses höchst wichtige chinesische Wort auszusprechen ist, nämlich: im Tone tiefsten Erstaunens. Spricht man's im Tone eines energischen Befehls, bedeutet es „schlafen“; wir jedoch wollten etwas vom Wasser erzählen, vom kochenden Wasser. In meiner chinesischen Sprachlehre kam Kaischuej bald als heißes, bald als kaltes Wasser vor, und ich rätselte herum, weshalb die Chinesen zwei so verschiedene Sachen mit dem gleichen Wort bezeichnen. In China erfuhr ich am ersten Tage die Lösung des Rätsels: Wasser wird, ob kalt oder warm, nur in abgekochtem Zustand getrunken, zum Zähneputzen verwendet usw. Warum? Nun, nicht umsonst mußten wir hier nachweisen, daß wir uns gegen Cholera hatten impfen lassen. Schon die Zwischenlandung in Thailand, einem als choleraverseucht geltenden Land, genügte, um das Gesundheitsamt in Gestalt zweier nur mäßig vertrauenerweckender junger Leute auf den Plan zu rufen, die mir vor dem Hörsaal auflauerten, um mir „maschang“ (auf dem Pferderücken, d. h.

auf der Stelle) Blut aus dem Ohr läppchen zu zapfen. Meine Frau wurde zu Hause heimgesucht. Tochter Mieke schrie so entsetzlich, daß die unbekittelten Saniattentäter von ihrem hygienischen Vorhaben abstanden. (Soll man die germanische Unfügbarkeit darob nun preisen?). Ich jedenfalls unterschrieb das Blutdokument und setzte hinzu: tsung Döguo laide, was den Gesundheitsverwaltern sichtlich imponierte, doch nach gesehener Schröpfung nur noch von ästhetischem Wert war: „der eben aus Deutschland Gekommene“.

Ja, also, das Wasser, von dem es Wilhelm Müller bekanntlich gelernt haben will, das Wasser tröpfelt aus einer öffentlichen Leitung in einen Zementkasten, aus dem es in einen anderen Zementkasten auf dem Dache hochgepumpt wird. Nur so bekommt es den Druck, um im Obergeschoß durch die Leitung zu rinnen und sogar einen Gasbadeofen in Betrieb zu setzen. In diesem öffentlichen Wasser schwimmen kleine Wesen, die im Tierreich irgendwo zwischen Mückenlarven und Würmern gehören. Ich will's gar nicht so genau wissen. Man setzt ihretwegen Filter auf die Hähne, aber nach einiger Zeit passieren sie deren Löcher, und aus dem Badeboiler kommen sie schön gesotten heraus. Die Söhne (13 und 11) schworen, sich zwei Jahre lang nicht mehr zu waschen, ein Schwur, den zu halten sie gewiß keine heldenmütige Selbstüberwindung gekostet hätte. Aber da ist ja auch noch Durst und Hunger, denen ohne Wasser nicht beizukommen ist. So schickten sie sich denn in das Unver-

meidliche, die „hsiao tschung“ herauszufischen und das „schuej“ zu „kaien“. So sind wir denn wenigstens in diesem Punkte bereits „sinisiert“. Ansonsten sind die Leute hier offenbar nicht so bazillenfürchtig wie wir. In einem schmutzigen Fluß, auf dem eine Abwasserölschicht schillert, werden Wäsche, Gemüse, Koch- und Nachttöpfe gewaschen. Trotzdem gedeiht hier ein wimmelndes und kribbelndes Leben, und Kinder gibts, Kinder . . . nicht zu zählen. Auf Schritt und Tritt begegnet man Müttern, die ein Kind an der Hand halten, ein zweites im Rückenbeutel und ein noch ungeborenes . . . mit sich tragen. Allerdings sind diese Kinder bemerkenswert in vieler Hinsicht; nicht nur daß sie still herumstehen und nur schauen — wenn man in unserer Straße Gebrüll und Bewegung hört, sind es unsere deutschen Sprößlinge —, auch vertragen sie sich miteinander auf das rührendste. Ganz kleine Jungen und Mädchen tragen ein jüngerer Geschwisterchen auf dem Rücken und bemuttern es. Ich habe bisher noch nie wahrgenommen, daß ein größeres Kind ein kleineres schlägt, und Szenen, wie sie in deutschen Familien alltäglich sind (leider auch

bei uns), daß die Kinder einander unablässig necken, ärgern und quälen, scheinen hier unvorstellbar. Auch das Verhältnis von den Kindern zu den Eltern und anderen Erwachsenen ist anders als bei uns. Man sieht seinen chinesischen Gästen förmlich an, wie sich ihnen die Haare sträuben, wenn sie hören, wie wir unseren Kindern erlauben, mit uns zu reden. Natürlich sind wir hier, als einzige europäische Familie, die Sehenswürdigkeit, wo immer wir auftauchen. Sofort folgt uns ein Schwarm von Kindern. Von den ganz Kleinen ruft uns bisweilen eines „Attoeká“ zu oder nach. Das bedeutet „Großnase“ und ist für die Taiwanesen ein Synonym für „Mejguoren“, d. h. Amerikaner. Die anderen Kinder folgen uns stumm, bleiben stehen, wenn wir stehenbleiben, aber schweigen. Hin und wieder wagt ein ganz Kesser ein „how are you“. Versuche, ihnen beizubringen, daß wir „Döguoren“ sind, fruchten nichts. Sie hören aufmerksam zu, lächeln und sagen treuherzig „Mejguoren!“

Ich sprach eben von „Taiwanesen“, nicht von „Chinesen“. Natürlich sind die Einwohner von Taiwan Chinesen, in demselben Sinne, wie die Bayern Deutsche sind. Dennoch wird ein Unterschied zwischen beiden gemacht, und zwar von ihnen selbst. „Chinesen“ sind die vom Festland vertriebenen oder geflohenen, die, wie behauptet wird, größtenteils der begüterten Oberklasse angehören und sich in Sprache, Ansehen und Auftreten von den Taiwanesen unterscheiden, **welche zudem von 1895 bis 1945 unter japanischer**

Herrschaft gelebt haben. Die taiwanesischen Geschäftsleute haben, so heißt es, drei Preise: einen für die Amerikaner, einen für die Chinesen und den richtigen Preis für die Einheimischen. Das Verhältnis erinnert etwa an das zwischen unseren Ostvertriebenen und den Eingesessenen. Auch sonst läßt sich einiges nur Allzuvertraute hier wiederfinden: die Ost-Westspaltung, die in mancher Hinsicht noch rigoroser ist als bei uns. So ist es hier völlig ausgeschlossen, Briefe nach dem Dalu, dem „mainland“, zu senden oder von dort zu empfangen. Man ist erstaunt, wenn man erzählt, daß wir mit der Sowjetzone korrespondieren, und will es kaum glauben, daß wir persönliche Kontakte mit Rotchina haben dürfen. Die Handelskontakte bundesdeutscher Firmen mit Rotchina haben die Leute hier allerdings sehr verbittert: „Wie kann Deutschland so etwas nur machen!“ Dient es uns zur Entschuldigung, wenn man die böse Geschichte von dem Röhrenembargo erzählt, die vor einigen Jahren die Gemüter erregte? Ich weiß es nicht.

Ich muß meinen Brief beenden, nicht nur, weil er sonst zu lang wird, sondern vor allem, weil die Moskitos, die hier netterweise „wöndse“ heißen, aber wenigstens nicht so stinken wie unsere Wanzen, den Sturmangriff auf meine bloßen Füße eröffnet haben, die mit Erfolg nur in den bundesdeutschen Gummistiefeln zu verteidigen sind. Wehe uns, wenn sich eine (oder gar mehrere) unter unser Moskitonetz schleicht!

Für die Blumenfreunde daheim sei angemerkt, daß zur Zeit Lilien, Rosen, Oleander, Kapuzinerkresse, Nelken, Astern, Gladiolen, Orangen, Amaryllis, Bougainvillia und viele andere herrlich duftende, uns leider unbekanntere Pflanzen blühen. Für die Geographen: Ostwind ist hier der Schlechtwetterwind. Für die Thermopsychologen: Als ich heute morgen fröstelnd nach der Temperatur sah, waren es 21 Grad Celsius im Zimmer. Für die Linguisten: Wir müssen uns alle chinesische Namen zulegen. Die Familie heißt „Fu“, d. h. „Lehrer“. Die Tochter erhielt im Kindergarten den Vornamen „Dölan“, der klanglich an „Deutschland“ erinnert und „Tugendorchidee“ bedeutet. Leider nur bedeutet, nicht bezeichnet. Unser rebellischer Kater heißt „Likö“, was nichts mit „Likör“ zu tun hat, vielmehr, recht treffend, mit „standhafter Zerschmetterer“ zu übersetzen ist, während der älteste Sohn „Liguang“ heißt, „beständiges Leuchten“, welchen Namen er wenigstens dadurch verdient, daß er für das Funktionieren der Lampen sorgt. — Aber nun flüchte ich **endgültig vor den Mücken!**

**Brief aus Taiwan (Formosa)**

## Haifischflossen-Suppe und Lebensnudeln

Seit Anfang März weilt Studienrat Joachim Fritzen aus Lüchow mit seiner Familie auf Formosa, um dort an der Fu-Jen-Universität Deutschunterricht zu erteilen. Gestern erreichte uns ein dritter Brief aus Hsin-Chuang, diesmal von Frau Marianne Fritzen, den wir nachstehend veröffentlichen.

Als wir am Ostersonntag zu unserem ersten großen Dinner eingeladen waren, fiel mir ein, daß es insbesondere unsere Hausfrauen interessieren könnte, was in China gekocht wird. Vielleicht dient ihnen die Speisefolge als Anregung für festliche Gelegenheiten.

Eingeladen hatten die ehemaligen Studenten der Fu-Jen, einer berühmten Pekinger Universität, die im Jahre 1949 ihre Tore auf dem Festland schließen mußte, weil die geistige Haltung sowohl der Leitung als wahrscheinlich auch der Studenten dem neuen Regime mißfiel. Die Fu-Jen wird hier in Taiwan seit drei Jahren wieder aufgebaut, und viele ehemalige Pekinger Professoren und Graduierte sind auf „die schöne Insel“ geflüchtet. Diese inzwischen zu Ruhm und Ansehen avancierten Ehemaligen veranstalteten ein Treffen zu Ehren ihres Rektors, der auch hier wieder die Universität leitet und 66 Jahre alt geworden ist.

Wir trafen uns in einem großen Saal, der durch herrliche chinesische Lampions erhellt und mit schlecht funktionierenden Lautsprechern, westlichen Requisiten, ausgestattet war. Nach vielen Gruppenaufnahmen (Fotografieren wird hier groß geschrieben), die lange Vorbereitungen erforderten, und dem Anschneiden der Geburtstagstorte ging man zum Hauptteil der Feier über, dem Festessen. Wir

saßen zu durchschnittlich 13 Personen — vor der Zahl 13 scheint man in China keine Angst zu haben — an einem runden, mit roten Tischtüchern gedeckten Tisch. Rot ist hier die Farbe der Freude, nicht der Ausdruck einer politischen Gesinnung, und man begegnet diesem Rot auf Schritt und Tritt. Die Spruchrollen in den Tempeln oder über den Türen neubezogener Wohnungen sind rot, viele Ladenschilder sind rot, die Balkenmalerei an den chinesischen Pavillons wird in dieser leuchtenden Farbe geschmückt, und junge Mädchen tragen sie mit Vorliebe zu dunklen Röcken.

Wenn ich sagte, daß 13 Personen um den Tisch herum saßen, so stellen Sie sich keine Riesentische vor. Zu Hause hatte ich für meine siebenköpfige Familie einen ähnlich großen mit zwei Einlagen nach unseren Bedürfnissen verlängert. Nun, hier braucht man nicht soviel Platz für die Gedecke. Vor jedem Gast steht ein Tellerchen in der Größe einer Untertasse, ein Schälchen mit Porzellanlöffeln, wie wir sie bereits in unseren einheimischen, Lüchower Geschäften kaufen können, ein Wasserglas, das mit süßem Sprudel gefüllt ist, ein Likörgläschen, das beständig mit Reiswein versehen wird, und die wichtigsten Requisiten — die Eßstäbchen. O, hätten wir zu Hause nur ein ganzes Jahr lang trainiert und nicht nur ab und zu, wenn es Reis gab. Lassen Sie Ihre Kinder mit „Kwaidse“ essen, sie werden einen Heidenspaß haben! Diese Stäbchen erwiesen sich als teuflische Objekte und dienten der Belustigung unserer Tischgesellschaft ob unserer ungeschickten Handhabung. Es sei allerdings nebenbei bemerkt, daß wir inzwischen schon ganz gut damit umgehen können,

denn am Familientisch wird noch damit gegessen, und es ist ein Kuriosum, daß unser chinesisches Hausmädchen sich derweil mit Messer und Gabel abmüht. Offensichtlich findet sie die europäische Sitte einfacher.

Und nun die Speisefolge, zu der einige Randbemerkungen unbedingt erforderlich sind. Wozu dienen die Likörgläschen? Natürlich zum Zuprosten! Bei Tisch herrscht eine strikte Hierarchie. Der Älteste oder auch der Gastgeber beginnt mit dem ersten Toast. Alle stehen auf, das Glas mit beiden Händen haltend, und trinken. Man setzt sich wieder. Der nächste Toast! Aufstehen, trinken, setzen, usw. Jedes neue Gericht wird mit einem Schluck begrüßt. Haben Sie jemals lebende Stehaufmännchen gesehen? Kommen Sie nach China. Aber Vorsicht mit dem Reiswein, er hat es in sich, und Autofahren nach Alkoholgenuß soll bald auch hier bestraft werden.

Aber was gab es denn zu essen?, werden bestimmt einige ungeduldig fragen, denn davon wollte ich ja berichten. Also:

1. Gang: 3 Platten — in Oel geröstete Walnüsse, gekochtes Hühnchen, Schweineniere, in hauchdünne Scheibchen geschnitten mit Pilzen;



2. Krebse in Tomatensauce und eine Platte undefinierbares Etwas mit Paprika;

3. Suppe mit Haifischflossen;

4. gefüllte Ente (mit Reis und acht verschiedenen Gemüsesorten, worunter Erbsen und Möhren zu identifizieren waren);

5. Geburtstagspfirsiche (ein Gebäck, mit kandiszuckergesüßtem Bohnenkäse gefüllt), dazu Lotosknospensuppe;

6. Lebensnudeln (Was ist das? Einfache Nudeln nach dem Motto: Jelänger-Jelieber, d. h. je länger sie sind, um so länger währt das Leben), dazu Kohlgemüse mit Champignon-Einlage;

7. Fisch auf nordchinesische Art zubereitet, süß-sauer mit Gemüsebeilage. (Jetzt heißt es, so wurde uns gesagt, sich ranhalten. Wer noch

Hunger hat, esse ordentlich, es geht dem Ende zu);

8. Huhn (Dieses Gericht gehört wohl zu jedem chinesischen Essen, und zwar wird das Federvieh in einem verschließbaren Spezialtopf gedämpft, so daß kein Aroma entweichen kann);

9. Reis mit der Hühnerbrühe (endlich in einem frischen Schälchen).

Aber wie wird nun gegessen? Das eben ist die Kunst und für uns das Ungewohnte. Die Platten kommen auf den Tisch, und jeder greift mit seinen Stäbchen hinein, holt sich etwas auf das Tellerchen und ißt. Und diese „Zeremonie“ wiederholt sich, bis man genug hat. Mein Tischnachbar, ein Nachkomme des großen Konfuziusschülers Dsengse um 500 v. Chr., fühlte sich verpflichtet, mich emsig zu bedienen; mit seinen eigenen Stäbchen, versteht sich. Man überwindet das erste unangenehme Gefühl in der Magengrube und dankt hoheitsvoll mit einem „chinesischen“ Lächeln. Servietten gab es nicht. Mit einem scheuen Blick auf die Einheimischen versuchte ich herauszufinden, wo selbige sich die Finger säubern. Nun, wo wohl, wenn nicht an den Enden der Tischdecke! Ein Herr, der meine Ratlosigkeit bemerkt haben muß, rief den Kellner, um mir Papierservietten bringen zu lassen, aber das höfliche Angebot einer solchen an meinen konfuzianischen Nachkommen erregte nur dessen entsetztes Kopfschütteln. Das allerdings ist nicht unbedingt chinesisch.

Wir wurden inzwischen bei anderen Gelegenheiten davon überzeugt, daß es Servietten geben kann oder aber, was sehr praktisch ist, nasse Gästetücher, die während der ganzen Mahlzeit neben dem Eßbesteck liegen. Zum Schluß sei noch erwähnt, ziehen Sie nie den besten Anzug oder das neueste Kleid an, solange Sie keine Experten chinesischer Eßkultur sind! Die Folgen müssen bei der Reinigung bezahlt werden.

**Brief aus Taiwan (Formosa)**

## **Land ohne Sonntag**

**Von Joachim Fritzen, Professor an der Fu-Jen-University, Hsinchuang (Taipei)**

Wenn man das erste Mal in China an einem Sonntag aufwacht, meint man, man habe sich im Datum versehen. Auf dem Bau arbeiten die Maurer, Straßenbauarbeiter heben die Abwasserrinne aus. Gemüse- und Obsthändler lassen ihren Singsang hören, und auch der Kesselflicker kommt vorbei. Die Kaufläden, die Frisörstuben, die Handwerksbetriebe gehen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht ihrem Tagewerk nach. Kein Zweifel, bei den Chinesen ist heute kein Sonntag. Aber sicher haben sie doch dann einen anderen Ruhetag, so wie die Juden den Sabbat und die Mohammedaner den Freitag? Aber nichts dergleichen. In China ist — mit Ausnahme der wenigen großen Feiertage — jeder Tag ein Werktag. Das ist freilich für Leute wie uns bequem, kann man doch Einkäufe machen, wann man will. Aber wenn man sich vorstellt, man selbst müßte tagaus tagein schuften . . . Da lobt man sich das göttliche Sabbatgebot, allerdings nur solange, bis man aus dem Lexikon für Theologie und Kirche mit schmerzlichem Erstauen hat lernen müssen, daß der christliche Sonntag nicht auf dieses berühmte jüdische Gebot zurückgeht.

Was nun China betrifft, muß ich meine reißerische Überschrift ein wenig einschränken. Es gibt in der Tat eine Reihe von Betrieben, die den Sonntag über freihaben. Das sind natürlich, wie könnte es anders sein, die staatlichen Verwaltungsdienststellen, die sonstigen Staatsbetriebe einschließlich der Banken und Schulen. Wenn man Geld braucht, kann man es auf der Bank bloß bis Samstagmittag um drei holen. In den Schulen freilich haben wir selbst am Sonntag schon Klassen bei der Arbeit gesehen.

Wie das, wo doch der Sonntag offiziell schulfrei ist? Die Erklärung müßte, um dem aufmerksamen Leser zu genügen, recht lang sein. Sagen wir es kurz: Das Schulsystem ist so kompliziert, die Prüfungen, von der Volksschule an, so schwer, daß die Kinder mit ihrer regulären Stundenzahl nicht auskommen. Zwar sind sie ohnehin schon vom Morgen bis nach Sonnenuntergang in der Schule, doch sieht man sie, wenn man durch die Straßen schlendert und in die offenen Wohnhäuser hineinschaut, bis um zehn Uhr ihre Schularbeiten machen. Aber nicht genug damit. Um die Jahresprüfungen, insbesondere für den Übergang auf weiterführende Schulen zu schaffen, müssen sie ihre Sonntage und ihre Ferien hergeben. In der Zeitung erscheinen regelmäßig empörte Protestartikel gegen die „Förderkurse“, die zudem extra bezahlt werden müssen. Aber Schulverwaltungen sind nun einmal konservativ, und der „unabdingbaren Bildungsgüter“ gibt es allzu viele. Für die armen Chinesenkinder besteht ja ohnehin die halbe Schulzeit darin — man möchte beinahe sagen, das halbe Leben —, die wunderschöne, aber irrsinnig komplizierte Schrift zu lernen (stellen Sie sich einmal vor, daß eine Studentin der Deutschabteilung im Wörterbuch nachschlagen muß, weil sie vergessen hat, wie das Schriftzeichen für „Salz“ geschrieben wird!). Allerdings hat dieses anfechtbare System auch wieder gewisse Vorzüge. Unser Hausmädchen, auf Chinesisch kurz und brutal „yongren“, Benutzungsmensch, genannt, ein 17jähriges Kind vom Lande, liest auf Anhieb von einer Schriftrolle ein Gedicht von Litaibo und versteht es, was ungefähr soviel bedeutet, wie wenn ein Volksschulkind bei uns ein mittelhoch-

deutsches Gedicht oder etwas noch Früheres lesen könnte. Ungefragt teilt mir die junge Chinesin mit, daß in der Tangzeit auch der große Dichter Dufu gelebt hat. Dabei kann ich dann doch nicht umhin, an so manchen meiner Abiturienten zu denken, der nicht sicher war, ob Goethe noch ins Mittelalter gehöre.

Arbeiten tun die Chinesen also ununterbrochen. Ob sie dabei einen so scharfen Trab anschlagen wie ihre westlichen Schicksalsgefährten, wage ich nicht zu beurteilen. Wenn man von den Autobussen und den Lkw, die ständig die Geschwindigkeitsgrenzen weit überschreiten, absieht, scheinen die chinesischen Werk tätigen relativ gemächlich zu arbeiten. Freilich sind die Arbeitsmethoden vielfach noch recht primitiv und die Arbeit daher körperlich schwer. Wenn man so mitansieht, wie die chinesischen Bauern ihre Felderchen — nicht etwa ihre Gärtchen — aus zwei Jauchekübeln an einer Bambustragstange Schritt für Schritt begießen, dann meint man, sie sollten sich das Leben doch leichter machen. Denkt man jedoch tiefer darüber nach, findet man auch manche Gründe gegen die Erleichterung der Arbeit, jedenfalls auf der jetzigen wirtschaftlich-technischen Entwicklungsstufe. Denn auf diesem Gebiete fehlt es noch an vielem, sofern man die westlichen Produktionsmethoden als Norm ansieht.

Das Leben der Chinesen auf Taiwan ist sehr viel einfacher, als wir es in Deutschland für erträglich halten würden. Sind die Chinesen aber unglücklicher als wir? Ich weiß, daß ein Versuch, diese Frage zu beantworten, das Hohnlächeln der Soziologen, mit Recht, herausfordern würde. Trotzdem glaube ich sagen zu dürfen, daß die Leute ihre Unzufriedenheit, falls sie besteht, nicht zur Schau tragen. Sie hocken inmitten ihrer kribbelnden und wibbelnden Kinderscharen des Abends vor den offenen Haustüren; vor dem Ahnenaltar, der in keinem Haus fehlt, brennen die obligaten roten Lampen; viele

haben Weihrauchstäbchen angezündet. Alle Augenblicke geht irgendwo eine Schnur Knallfrösche los und erfüllt eine Minute lang die Luft mit ohrenbetäubendem Geprassel. Da wird irgendwo irgendwas gefeiert. Radios, nicht sehr tonschön und alle viel zu laut, plärren dazwischen. Mit einer Klapper in der Hand schreitet — man denkt an biblische Zeiten — ein Blinder an einem langen Stock die Straße entlang, bei der es wegen ihrer Enge keinen Unterschied zwischen Fahrdamm und Fußgängerweg gibt. Aus den zahlreichen buddhistischen Tempeln dringt rhythmisch begleitetes Psalmodieren. Garküchen in Häusern, auf Dreirädern und Karren auf Schritt und Tritt. Man meint, die Hausfrauen brauchten da gar nicht selber zu kochen, so viele Eßgelegenheiten gibt es. Für unsere deutschen Nasen ist der Ölgeruch allerdings weniger appetitanregend; aber inzwischen haben wir uns weitgehend an ihn gewöhnt.

Dieses malerische, wenn auch nicht immer hygienisch einwandfreie Bild hat allerdings eine bedenkliche Kehrseite. Es gibt zum Beispiel für die Mehrheit der Bevölkerung weder Krankenversicherung noch Altersschutz. Was den letzteren anbetrifft, so gehören die Alten bis zum Lebensende zur Familie und leben mit Kindern und Enkeln zusammen. Aber gegen Krankheit bescheiden versichert sind nur die Beamten und Soldaten. Alle übrigen müssen Arzt und Krankenhaus selber bezahlen. Und was geschieht, wenn sie kein Geld haben? Ich habe diese Frage oft gestellt. Antwort: Achselzucken ...

Für die Arbeit gewisser chinesischer Handwerker gibt es den Ausdruck „mamahuhu“. Er bedeutet wörtlich „Pferd-Pferd-Tiger-Tiger“ und soll wohl andeuten, was dabei herauskommt, wenn man Pferd und Tiger vor einen Wagen spannt. Ich spinne jedoch dieses Thema nicht aus, denn am Ende sagen manche deutschen Leser: „Mann, und dazu fahren Sie nach China?!

Brief aus Taiwan

EJ2 13.8.66

## So leben wir alle Tage . . .

Anfang März ist Studienrat Fritzen, Musikstudienrat des Gymnasiums Lüchow, mit Frau und drei Kindern nach Formosa geflogen, um dort für zwei Jahre Deutschunterricht an der Universität zu erteilen. Joachim Fritzen, jetzt Professor an der FU-JEN-Universität Hsinchuang (Kreis Taipei), sandte uns einen weiteren Bericht.

Die „Tugendorchidee“, unsere Siebenjährige, ist mit der Djädjä, der großen Schwester (so wird unsere Haushaltshilfe angeredet), nach Taipej zu deren Djädjä gefahren. Die Jungs, Liguang und Likö, 13 und 11 und von dementsprechenden Umgangsformen, sind zu Gast bei einer Familie in Südtaiwan. Wir zittern nicht weniger für ihre Gastgeber als für sie selber, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Die Einladung haben sie sich dadurch zugezogen, daß der Kleinere einer Bibliothekarin unserer Universität deutschen Unterricht gibt. Sie hat nämlich eine sehr schöne Stimme und singt Schubertlieder. So werden sie jetzt dort chinesisches Leben am Urquell genießen.

Die Taitai, das heißt: meine Taitai, badet das Baby unserer Flurnachbarin. Wie das fragt der aufmerksame Leser, wieso badet Frau Fritzen chinesische Babys? Hat man doch so manches von der chinesischen Großfamilie gehört und der Diktatur der Schwiegermutter, d. h. der Mutter des Mannes. Nun, damit ist's, mindestens in diesem Fall, nichts. Frau Dschang, Lektorin an der Universität, stammt aus Vietnam, wo sie die französische Schule absolviert hat. Sie spricht fast wie eine Pariserin, und so blieb es nicht aus, daß sie mit meiner Taitai Freundschaft schloß. Frau Dschang ist mit einem langen, dünnen, überaus schüchternen jungen Mann verheiratet, der Hauptmann bei der Luftwaffe ist. Wenn er zu Hause ist, besorgt er den Haushalt, leider ist er meistens nicht da.

Dschangs bekamen am Johannistag ihr erstes Kind. Um Mutter und Kind etwas Gutes anzutun, ließ man sie, statt im Armeekrankenhaus, in der Adventistenklinik entbinden. Da kostet ein Tag das anderthalbfache Monatsgehalt des Hauptmanns. Leider ging nicht alles programmgemäß; das Kind mußte mittels Kaiserschnittes geholt werden; die Mutter aber mußte, eben der hohen Kosten wegen, die Klinik nach einer Woche verlassen und sich zu Hause alleine durchkriechen. Zwar hatte Frau Dschang einige Wochen vor dem freudigen Ereignis eine Yongren (man erinnert sich: Benutzungsmensch = Dienstmädchen) engagiert. Aber das war eine Type der Marke Sonderklasse. Zunächst verstand diese mittelalterliche Dame kein Wort Hochchinesisch, während ihre vietnamesische Arbeitgeberin kein Wort Taiwanesisch kann. Man verkehrte mittels Zeichensprache, also nicht viel anders, als wir Europäer es mit den Taiwanesen tun.

Die Raumpflegerin muß noch in der Japanerzeit die Schule besucht haben; damals war die Unterrichtssprache nicht Guoyü, sondern Japanisch. Sie pflegte aber weder ihre Räume noch ihre Herrin, sondern schlief den ganzen Tag, sofern sie nicht auf dem Balkönchen saß oder bei ihren Verwandten auf der anderen Straßenseite hockte. Schließlich riß dieser trotz ihrer Schwäche die Geduld, und sie entließ sie fristlos. Meine Taitai mußte noch Kleingeld heraussuchen, denn Frau Dschang wollte ihrer Perle keinen Mao mehr geben. Aber nun weigerte sich die Yongren, das Geld anzunehmen, dies aber keineswegs im Bewußtsein ihrer dienstlichen Fehlleistungen und aus Bescheidenheit, sondern weil das Geld ihr nicht in einem roten Umschlag überreicht worden war. Soweit wir mit Hilfe unserer Djädjä, die auch kein Wort Taiwanesisch kann, sondern nur den Berglerdialekt Kötjia, herausbrachten, darf man Geld von einer Frau, die gerade gebo-

ren hat, nur in rotem Umschlag annehmen. Was tun? Wir stellten das Haus auf den Kopf, um rotes Papier zu finden. Da, die Rettung, Tugendorchidee hat ein Stück rosa Löschpapier gefunden. Nein, das ist nicht das richtige. Schließlich wird Djädjä zum Krämer gejagt, um rotes Papier zu holen. Das Geld wird eingewickelt, und nun erst wird Frau Dschang ihr Unikum los. Ein paar Tage später stellte sich heraus, daß das Unikum mindestens ein Doppel hat, Frau Dschang selber. Das Büblein sollte getauft werden. Dazu braucht man nicht nur Paten, zu welchen wir ernannt wurden, sondern auch ein paar hundert rote Eier, die man an die Bekannten verteilt.

Meine Frau beschwor die immer noch bettlägerige Frau Dschang, die übrigens gemäß dem Volksaberglauben vier Wochen lang kein Obst und kein Gemüse essen darf (!), die Eier Eier sein zu lassen. Vergebens. Frau Dschang rappelte sich mühselig aus dem Bett und stand stundenlang im Durchzug, um das Hartwerden der Enteneier zu überwachen, das in einem winzigen Topf in Zehnergruppen vor sich ging. Der Erfolg blieb nicht aus. Sie erkältete sich die Nieren und hatte am Taufstag an die 40 Grad Fieber. Zwar waren das nur vier Grad mehr als die Außentemperatur im Schatten, genügte aber, um das ohnehin zierliche Persönchen zu einem Häufchen Elend zusammenschumpfen zu lassen. Ja, also deswegen badet die deutsche Taitai das chinesische Bübchen.

Was die anderen Bübchen und Mädlein in unserer Straße betrifft, erfüllen sie dieselbe mit ihrem fröhlichen Lärm, aus dem ich in regelmäßigen Abständen das Wort „attocka“ heraushöre, das bekanntlich Langnase bedeutet und vielstimmig ertönt, sobald wir irgendwo auftauchen. Obwohl es keineswegs böseartig gemeint ist, macht es mich doch ein bißchen nervös, denn es beweist mir, welche Aufmerksamkeit wir als Fremde inmitten dieser homogenen chinesischen Gruppe ständig auf uns ziehen, und wie sehr wir das Gruppengleichgewicht verschieben. Natürlich müssen nun auch wir immer unsere Zuckerzähne zeigen, „orientalisches Lächeln“

üben und Leutseligkeit ausstrahlen, um Sympathien zu gewinnen und zu erhalten, sind wir doch hergekommen, um freundschaftliche Kontakte zu pflegen.

Aber anstrengend ist es manchmal doch. An Kontakten mangelt es uns nicht, und ich möchte wünschen, daß unsere deutschen Landleute den Asiaten nur halb so freundlich entgegenkommen wie die Chinesen uns. Was man von der Einsamkeit nichteuropäischer Studenten in Europa hört, ist bedrückend. Neulich waren wir bei einem Rundfunkmann zum Essen eingeladen, der vier Jahre in Deutschland studiert hat. Da sein Deutsch recht mangelhaft ist, fragte ich ihn nach seinen deutschen Freunden. Es stellte sich heraus, daß er volle drei Jahre lang keinen Anschluß an Deutsche gefunden hatte und daß er erst während des Praktikums an einem Sender mit Deutschen näher in Berührung gekommen war. Da verstummt man als Deutscher beschämt . . . Fremdenhaß wie in anderen Teilen Asiens oder Afrikas gibt es hier nicht. Obwohl man sehr patriotisch ist, hält die Regierung eine strikte westfreundliche Linie ein. Amerika ist nicht verhaßt, vielleicht sogar beliebt. Man merkt es daran, daß die Leute, insbesondere die Jugendlichen, in abgelegenen Orten uns mit geballter Faust und emporgerecktem Daumen begrüßen, was soviel bedeutet wie „prima“, in der Meinung, wir seien Amerikaner, „hello“ und „okay“ und „how are you“ rufen. Wir lassen es auf sich beruhen, denn von Ostasien aus gesehen ist der Unterschied zwischen Deutschen und Amerikanern nicht so groß, wie manche kurzsichtigen Europäer ihn machen möchten.

Zum Schluß: wenn Sie gern etwas Bestimmtes wissen wollen, dann schreiben Sie uns getrost! Adresse: FuJen-University, Hsinchuang (Taipei). Und daß ich es nicht vergesse: bitten Sie nicht nur ums tägliche Brot, sondern danken Sie dafür, daß Sie's haben. Denn wenn wir auch sonst nichts entbehren — nach deutschem Brot, aus Roggen und säuerlich, sehnen wir uns. Aber schicken Sie uns keines! Es kommt bestimmt verschimmelt an.

Brief aus Taiwan

## 10. 10. Musiklärm auch an Chinas Strand

Im Frühjahr landete Studienrat Fritzen vom Gymnasium Lüchow mit seiner Familie in Formosa, um dort für zwei Jahre Deutschunterricht an der FU-JEN-Universität Hsinchuang (Kreis Taipei) zu erteilen. Als Professor in Taiwan hat er für unsere Leser schon mehrere Berichte aus seiner neuen Umgebung geschrieben. Hier ist ein weiterer.

Heute ist der „Doppelzehnte“, der am zehnten Tag des zehnten Monats begangene Nationalfeiertag. Obwohl wir dreißig Grad im Schatten haben, macht sich der Herbst doch bemerkbar. Wodurch, ist nicht leicht zu sagen. Die Blumen blühen üppig: Rosen, Astern, Chrysanthemen, Gladiolen und der unermüdliche Hibiskus. Manches, was im Frühling, als wir ankamen, in Blüte stand, erfreut uns jetzt zum zweitenmal. Auch der Reis ist bis zur zweiten Ernte gediehen. Die Bäume und Sträucher behalten ihre Blätter, und so ist das ganze Land ununterbrochen grün. Und trotzdem herbstelt es.

Die Nächte sind merklich kühler geworden. Geistige und körperliche Tätigkeit kosten nicht mehr soviel Überwindung wie im Sommer. Man kann längere Spaziergänge wagen. Während jedoch das Klima den armen beneidenswerten Lüchow-Dannenbergern es erlaubt, schon jetzt an Weihnachten zu denken, könnten wir uns noch immer den sommerlichen Badefreuden hingeben. Allzu lange haben wir's freilich im August an der See nicht ausgehalten. Das Wasser war, insbesondere nachmittags, warm wie in der Badewanne; außerdem tummelten sich darin Krebse, Quallen und andere zwickende und brennende Tiere.

Badestrände gibts merkwürdigerweise an dieser pazifikumspülten Insel nur wenige,

und die wenigen werden an Wochentagen kaum benutzt. Wir waren an einem der schönsten, in Djinschan, Goldberg, im Norden von Taiwan. Wenn man nicht wüßte, daß man in China ist, könnte es irgendwo auf dem Globus sein. In der Strandhalle des Hotels haben sie einen Vielzulausprecher ange stellt, der das Meeresrauschen erfolgreich übertönt. Umschichtig ist italienischer Tag — man hört von einer völlig verkratzten Platte unablässig O sole mio, Santa Lucia und ähnliche Schmachtfetzen — und sinoamerikanischer Biteltag (es gibt nämlich eine fünftönig-chinesische Abart des exhibitionistischen Gebrülls). Das gehört halt hier dazu: wo irgend es hübsch ist, da grölt und blechert Musik zweifelhaftester Sorte. Man würde sich noch damit abfinden, wenn nicht in China offenbar Hindemiths Anweisung gölte, die er über seine „Suite 1922“ gesetzt hat: Tonschönheit ist Nebensache. So reizvoll chinesische Musik sein kann, sie wird fast immer durch übersteuerte Verstärker so verzerrt, daß man's z. B. vor den Theaterbuden kaum mehr als fünf Minuten und das auch nur mit zugehaltenen Ohren aushält.

Unser Hotel, das einzige am Platze, hat etwa 30 Doppelbettzimmer, jedes mit Bad und WC. Leider hat es, wie auch andere Hotels dieses Zuschnitts, kaum Gäste. Als wir am 1. August, mitten in den Sommerferien, ankamen, waren wir die einzigen. Im Lischanhotel, einem Luxushotel in 2 000 Meter Höhe, trafen wir nur eine durchreisende amerikanische Familie. Der Zimmerpreis im Seehotel beträgt, ohne Pension oder Frühstück, 160 Taiwandollar, das sind 16 DM, in Lischan 400 (Der Kurs ist 1:10). Hierin liegt bereits die Erklärung für den Gästemangel. Ein kleiner Beamter mit Familie verdient 1 000 Taiwandollar im Monat, ein Universitätsprofes-

sor 2 500. Ein leitender Angestellter einer Fabrik gilt mit 3 500 Kuai (so heißt der Taiwan-dollar in der Alltagssprache) als gutverdienend. Eine einzige Übernachtung kostet also einen erheblichen Teil des Monatsgehaltes. Was die Hotelmanager sich von den überhöhten Preisen versprechen, ist uns nicht verständlich. Offenbar hofft man auf internationale Touristen mit US-Dollar. Obwohl der Touristenverkehr gefördert wird und zugenommen hat (im letzten Jahr waren es etwa 12 000), bleiben die meisten nur wenige Tage. An Amerikanern gibt es hier fast nur Militärs, und die bleiben an reservierten Plätzen unter sich. Für den Durchschnittstouristen ist überdies das Land nicht interessant genug. Seine Reize erschließen sich erst, wenn man sich für längere Zeit niedergelassen hat und die schönen Stellen per Auto oder, noch besser, zu Fuß nach und nach entdeckt.

Zum Wochenende, am Sonnabend, allerdings belebt sich das Hotel. Eine chinesische Normalfamilie hat sieben bis zehn Angehörige. Sie alle werden in einem Zweibettzimmer untergebracht. Diese Wochenendgäste gehören offensichtlich der wohlhabenderen Schicht an. Einige sind sogar mit — schwer überladenen — Privatautos gekommen. Die Kinder sind dicker und größer, und auch an den Erwachsenen beiderlei Geschlechts sieht man Embonpoint, das sie nicht immer vorteilhaft von der zierlich-schlanken Mehrheit des Volkes unterscheidet. Doch ist selbst dieser Klasse solch ein teures Hotelvergnügen nur zum Wochenende, nicht als Dauerferien, möglich. Ausschließlich zu einem guten Mahle erscheinen junge Leute mit Motorradbräuten, welche letztere stets den Damenreitsitz einnehmen. Darunter sind Typen, wie man sie auch bei uns kennt: üppige Tollen (obwohl die Polizei Mopköpfe als unmoralisch verhaftet, wie die Zeitung behauptet), finsterner Blick, niemals ausgehende Zigarette (es wird sonst im Durchschnitt weniger geraucht als bei uns) und Transistorradio, das die jewei-

lige „Braut“ auf den Tisch stellt und zu höchster Phonzahl aufdreht.

Was die Haare anbetrifft, müssen die Schüler sie ganz kurz schneiden lassen. Unseren Jungen hat man einstweilen ein paar Millimeter mehr konzidiert, die jedoch ihre Mitschüler verlocken, sie zur Probe mal eben anzufassen. Blonde Leute sind halt selten. Übrigens haben viele Leute hier nicht das tiefschwarze Haar, das wir sonst von Chinesen gewohnt sind; vielmehr sieht man recht häufig schönes dunkles Schokoladenbraun mit einem Rotstich. Die Frisörkunst ist hochentwickelt, und so kann man an Frauen und Mädchen die entzückendsten Frisuren bewundern. Schüler und Schülerinnen tragen Uniformen, und die Jungen müssen militärisch grüßen. Unsere auch. Sie dürfen nämlich die chinesische Oberschule (dschunghsü) besuchen. Es ist dies eine Vergünstigung, der wir erst nach vergeblichen Versuchen durch Fürsprache teilhaftig geworden sind. Der Grund dafür liegt nicht etwa in Fremdenfeindlichkeit oder politischer Geheimniskrämerei, sondern darin, daß die chinesische Kultur von einer chinesischen Mauer umgeben ist: der Schriftsprache, die auch die Landeskinder selber nur in vieljähriger fleißiger Arbeit bewältigen lernen. Jungen im Alter der unsrigen kennen schätzungsweise 2 000 bis 3 000 Schriftzeichen, die man benötigt, um auch nur seine Schulbücher lesen zu können. Zwar bleiben sie selbst dann noch beim Lesen oft genug hängen; da jedoch die Texte in ihrer Muttersprache geschrieben sind, können sie vieles wenigstens erraten. Einzig unser Töchterchen hat's leicht. Nicht nur spricht sie, da sie den ganzen Tag mit den Kindern auf der Straße spielt, von uns allen am besten Chinesisch, sie fängt auch in der Volksschule in der untersten Klasse an. Die zu uns so respektlose Jöre macht vor ihrer Lehrerin eine tiefe Verbeugung und durfte neulich sogar bei der Flaggenparade die Nationalfahne hissen. Ja, ja!

Brief aus Taiwan

14. 12. 66

## Es weihnachtet sehr . . .

Im Frühjahr ging Studienrat Fritzen vom Gymnasium Lüchow mit seiner Familie nach Formosa, um dort für zwei Jahre Deutschunterricht an der FU-JEN-Universität Hsinchuang zu erteilen. Als Professor in Taiwan hat er für unsere Leser schon mehrere Berichte aus seiner neuen Umgebung geschrieben. Hier ist ein weiterer Brief.

Als ich vorige Woche Michaelis Praetorii berühmtes „Es ist ein Ros' entsprungen“ mit chinesischem Text versah, saß ich bei offenen Fenstern in Hemdsärmeln, denn wir hatten 27 Grad. Inzwischen hat es einen Kälteeinbruch gegeben, die Temperatur fiel um 12 Grad, und nun frieren wir ebenso jämmerlich wie unsere Studenten, die dick vermummt und mit Handschuhen zur Vorlesung erscheinen, denn Heizung ist in taiwanesischen Häusern nicht vorgesehen. Dafür haben wir Luftlöcher in jeder Menge und Größe, und das Schließen von Fenstern und Türen ist eine rein „optische“ Veranstaltung. Schuld an der Ungemütlichkeit des Winters ist die Luftfeuchtigkeit, die dafür „zum Ausgleich“ die Sommerhitze umso lastender macht. Man hat das Gefühl, es müsse jeden Augenblick anfangen zu schneien; aber daran ist hier nicht zu denken. In den Gärten und auf unserem Balkönchen leuchten die roten Christsterne, die Geranien haben auch noch nicht bemerkt, daß es Winter geworden ist, und Hibiskus und Oleander . . . nun ja, wann blühen die eigentlich mal nicht?! Mit der zweiten Reisernte hat man jetzt endlich Ernst gemacht. Auf den nun wasserlosen, von tiefen Rissen durchzogenen Stoppelfeldern stehen die graugelben Puppen, die etwa so hoch sind wie bei uns die Gerste.

Was den Schnee anbetrifft, wütet selbst hier in den Tropen die Weißweihnachtsideologie, die mich schon in Deutschland so aufgeregt hat, habe ich doch in meinem fast sechzigjährigen (norddeutschen) Leben kaum mehr als zehn Schneeweihnachten gesehen,

dagegen unzählige Weihnachtskarten mit verschneiten Dorfkirchen und ähnlichem Stimmungszubehör. Las ich da neulich auf der Kinderseite der „Guoyü Rybao“ ein Gedicht über den Weihnachtsmann und seine Gründe, vor seinen Schlitten einen Hirsch zu spannen statt eines Pferdes. Wer wundert sich da noch, daß in den Geschäften künstliche Tannenbäumchen mit Schneebelag angeboten werden? Auch Weihnachtsbäume, deren Lichter rhythmisch an- und ausgehen, sind anscheinend beliebt. Das Geflacker gefällt den Leuten und stört die Andacht nicht. Im Maienmonat war in unserer Kirche die Marienstatue mittels eines solchen Lichtreklameeffektes „verschönt“ worden.

Eine philologische Anmerkung für gewissenhafte Leser: „Guoyü Rybao“ ist eine Tageszeitung, in der neben den chinesischen Zeichen die hochchinesische Aussprache angegeben ist. Unsere deutschen Schulkinder ahnen gar nicht, wie gut sie es haben, können sie doch die EJZ oder ihr Lesebuch ohne weiteres durchschmökern. Die armen Chinesenkinder dagegen brauchen zu jedem Lesestück ein Vokabelverzeichnis, in dem sie neu auftauchende Zeichen so nachschlagen müssen wie wir, vergleichsweise, sehr ungewöhnliche Fremdwörter.

Solche Nachrichten fließen uns von unseren Söhnen zu, die allmählich auf ihrer Oberschule Wurzeln schlagen (was eben doch nicht ganz leicht ist). Liguang, der Leuchtende, zu deutsch Emmanuel, ist gerade im Englisch-Wettbewerb der achten Klassen Erster geworden. Ich fand das zwar ein bißchen unfair, jedoch erklärte er, daß er den Sieg für seine ganze Klasse errungen habe. Sei's drum! Schließlich ist ja Englisch auch für ihn eine Fremdsprache. Und drei Wansuej (10 000 Jahre!) für das Lüchower Gymnasium, das seine Schüler so wohlgerüstet in die weite Welt entläßt! Seine Urkunde bekam der Sohn vor versammelter Mannschaft. Sie sieht sehr exotisch-malerisch aus,



und er hat sie gleich einrahmen lassen, woraus ich schließe, daß er stolz darauf ist.

Likö, der Zerschmetterer, sein jüngerer Bruder hat allerdings weniger Glück gehabt als vielmehr Ärger mit seiner Englischlehrerin, die darauf besteht, daß er — wie in Taiwan vorgeschrieben — Englisch auf amerikanisch ausspricht. Er soll also „nat“ statt „not“ sagen, „äfter“ statt „after“ und das „r“ am Wortende deutlich rollen. Da er ein Trotzkopf ist, tut er das nicht, obwohl er es mit Leichtigkeit könnte. Nachher gewöhne er sich das an, behauptet er, und habe Schwierigkeiten, wenn er wieder in Deutschland sei. Ich versuche vergebens, ihm verständlich zu machen, daß die Amerikaner als das weltpolitisch mächtigere angelsächsische Volk es sich eben leisten können, ein bißchen phonetische Diktatur auszuüben. Im Stillen denke ich mir freilich meinen Teil. Der kranke Löwe hat mit Fußtritten zu rechnen. Schrieb schon Äsop. Und das Söhnchen vermißt sich, Partei zu nehmen! Für den Verlierer!

Und was wird man einander zu Weihnachten schenken? Es wird die Landsleute daheim teils enttäuschen, teils befriedigen, wenn ich ihnen erzähle, daß man in Taibei der Qualität und der Aufmachung nach alles kaufen kann, was es in Lüchow gibt (von Fressalien“ allerdings abgesehen), und daß die Läden voller Waren sind. Die fernöstliche Note kommt trotzdem immer noch zu ihrem Recht. Zum Beispiel in Gestalt des über den Markt wandelnden Verkäufers von „Rattentod“, an dessen Bauchladen, zum Beweis der Wirksamkeit seines Mittels, schwänzlings aufgehängt, eine leibhaftige tote Ratte baumelt.

Alt und Neu, Rückständig und Modern wesen dicht beieinander. In den zahllosen handicraft shops (Kunstgewerbeläden) der City stehen die Dickbauchbuddhas, Götter des langen Lebens, Glücksschriftzeichen, Palastlaternen und all die auf Hochglanz polierten Chinoiserien, die auch in unseren Ostasieläden feilgeboten werden. Kein Tourist dagegen nimmt Notiz von den kleinen Werkstätten der Holzbildhauer, die die fantastischen taiwanesischen Götterstatuen herstellen, die man in Tempeln und auf den Hausaltären findet. Das ist echte, noch nicht verindustrialisierte Volkskunst.

Man wird sich beeilen müssen, sich solche Devotionalien zu sichern, solange sie noch nicht „entdeckt“ sind; sonst geht es einem wahrscheinlich bald so wie uns mit den Medaillen der Guanyin, der buddhistischen Madonna, die wir im Zen-Tempel zu erwerben im Begriffe standen, als ich auf der Rückseite einen winzigen Stempel „Made in Germany“ bemerkte. Vielleicht hätten wir sie doch mitnehmen sollen, denn ein chinesischer Freund und Kunstkenner lächelte verschmitzt und meinte: Ach, das haben die Taiwanesen bloß draufgeprägt, um sie besser zu verkaufen. — Ich verbürge mich allerdings nicht dafür, daß der Freund recht hat, doch heißt es, daß die Auslandssucht auch hier ziemlich verbreitet sei.

Von den taiwanesischen Göttern gäbe es viel zu berichten, doch müßte ich im Zusammenhang damit von unheimlichen daoistischen Totenriten und ähnlichem sprechen, was in der Weihnachtszeit wohl nicht ganz angebracht ist.

Daß wir Weihnachtslieder singen, habe ich oben schon durchblicken lassen. Wer ist „wir“? Nun, die drei (!) Chöre, die ich mir habe aufgehalsen lassen. Der wichtigste von ihnen ist der studentische Glee Club der Fu-Jen-Universität, der von 40 Mitgliedern im vorigen Studienjahr auf 110 in diesem angewachsen ist. Stimmen habe ich dabei! Tenöre! Ein Italiener würde vor Begeisterung seine Qualitätsfingerspitze küssen. Und musikalisch sind sie! Wozu ich daheim Stunden brauche, das schaffe ich hier in ebenso viel Minuten. Dies liegt daran, daß die Studenten Initiative haben und selber üben, um die gemeinsamen Proben zum Musizieren verwenden zu können. Ach ja, wenn einem das liebe deutsche Vaterland nicht den Lebensstandard garantierte, könnte man sich versucht fühlen, hier zu bleiben, wo die Leute sich etwas aus einem machen. Aber mit 350 DM Monatsgehalt fünf Köpfe hier und zwei in Deutschland zu ernähren, ist wohl unmöglich. Wo sie einen brauchen, können sie ihn nicht bezahlen, und wo sie einen bezahlen, da können sie ihn nicht gebrauchen. Verkehrte Welt! Hoffen und wünschen wir, daß sie sich 1967 „entkehre“! Aber nur ein bißchen, damit es nicht so einen Ruck gibt . . .

## Bildimpressionen

(aus den Fotoalben von Emmanuel Fritzen)



Die „Tugendorchidee“ am elterlichen Auto



Von rechts nach links:  
„Liguang“ und „Likö“ mit einem Schulfreund in Schuluniform

Brief aus Taiwan

6.2.67

## Der auszog, das Frieren zu lernen . . .

Im Frühjahr 1966 ging Studienrat Joachim Fritzen vom Gymnasium Lüchow nach Formosa, um dort für zwei Jahre Deutschunterricht an der FU-JEN-Universität Hsinchuang zu erteilen. Als Professor in Taiwan hat er für unsere Leser schon mehrere Berichte aus seiner neuen Umgebung geschrieben. Hier ist ein weiterer Brief.

Der auszog, ging in die Tropen und ließ seinen Wintermantel in Deutschland. Zwar hätte er auf jeder Klimakarte sehen können, daß im Winter das Thermometer bis auf +5 Grad sinken kann, doch hätte er auch dann noch nicht gewußt, daß den Leuten bisher niemals der Gedanke gekommen ist, ihre Häuser zu heizen. Erfahrene Ostasienskenner versuchen uns damit zu trösten, daß man dies von den Japanern übernommen habe, die in ihrem viel kälteren Lande noch ganz anders fröhen. Aber was kaufen wir uns dafür! Nun, gekauft habe ich mir einen Tschangpau, wie ihn die Festlandchinesen mitgebracht haben: einen seitlich zu knöpfenden, bis auf die Knöchel reichenden, wattierten taschenlosen Mantel, der wirklich mollig ist. Nur sehe ich darin aus wie ein Mandarin aus dem „Land des Lächelns“. Ich getraute mich daher zunächst nicht, meinen Studenten so unter die Augen zu treten. Doch die applaudierten begeistert. Warum auch nicht? Sie ziehen sich westlich an . . .

Einige freundliche Leser meines Weihnachtsbriefes haben bemängelt, daß in ihm nicht von unserer „Tugendblüte“ die Rede war. Ja, also bei der blühten zu Weihnachten die Windpocken. Sie kommandierte also die Familie (soweit sie sich das gefallen läßt — die Brüder tun's nicht!) vom Bett aus und vertrieb sich die Zeit mit Dolmetschen. Als ich vom Hausmädchen heißes Wasser verlangte und Mieke es ihr auf chinesisches zu krährte, sagte sie, leicht geärgert und von oben herab: Tingdedung, habe ich ganz alleine verstanden. In den zehn Monaten ihres Beiunsseins hat sie eine Menge aufgeschnappt, meistens im Stile von „Mensch, Pappi, komm mal her!“ Und einige Ausdrücke, die wir sie bitten mußten, nie vor Deutschen zu äußern. Die hat sie natürlich von unseren Söhnen, die ihrerseits behaupten, sie hätten sie von ihrem Vater.

Infolge ihres Fehlens ist Mieke in ihrer 60-Schüler-Klasse vom zweiten auf den

fünften Platz heruntergerutscht. Aber das wird sie sicher wieder aufholen, hat sie doch in vier Monaten nicht nur die 37 Buchstaben des Umschriftalphabets, sondern auch 100 komplizierte „Zeichen“ gelernt, von denen jedes ein ganzes Wort bedeutet. Ihre Lehrerin, die fast überstreng zensiert, kam schon am zweiten Tag, um nach ihr zu sehen.

Während ich dies hier schreibe, schauen die Maurer vom benachbarten Bau in mein Oberfenster herein. Ganze drei Meter von unserer Rückfront entfernt zieht man nämlich eine neue Häuserreihe hoch. Nicht nur unser Tageslicht ist jetzt dahin, sondern, schlimmer noch, die Aussicht auf die Reisfelder und den Guanyinberg im Hintergrund. Vorne, auf der Straße, ist ohnehin nichts zu sehen. Sie ist, von Hauswand zu Hauswand gemessen, 5,50 Meter breit. Bürgersteige gibts da natürlich keine. Beiderseits der Fahrbahn läuft die unabgedeckte Kanalisation entlang, in der die Kinderscharen modern. Die zementenen einstöckigen Reihenhäuser gelten als komfortabel.

Inzwischen haben wir uns dem chinesischen Neujahrsfest genähert, das seine Schatten weit voraus wirft. Es ist das Hauptfest des Jahres, vergleichbar unserem Weihnachten. Gestern war der letzte Vollmond des alten Jahres. Daß dies ein besonderer Tag ist, merkten wir daran, daß unsere frommen Gegenübers uns ein halbes Huhn und verschiedene selbstgemachte Leckerbissen schickten. Ein großes „Baibai“ demnach.

Durch solches Anzeichen aufmerksam gemacht, begaben wir uns am Abend zum Tempel der Tiänschang Scheng Mu, der heiligen Himmelsmutter Madsu, der Schutzpatronin Taiwans. (Einige Gelehrte behaupten, Madsu sei eine ins Daoistische übersetzte indische Marici, die ihrerseits wiederum eine indisierte Sancta Maria sei. Obwohl ich derartigen Philolügen nicht ganz traue, ziehe ich es vor, sie zu glauben, entlasten sie doch mein Gewissen ob des Besuches einer heidnischen „Messe“. Übrigens sind die chinesischen „Götter“ streng genommen etwas Ähnliches wie die christlichen Heiligen.)

Natürlich erregten wir, obwohl man sich in Hsindschuang an unseren Anblick mittlerweile gewöhnt hat, gehöriges Aufsehen, als wir, mit dem Tonband (einem ganz raffinierten japanischen Apparat) bewaffnet, im Tsyhu-Gung, dem „Tempel zum barmherzi-

gen Segen“, erschienen. Man nötigte uns zum Sitzen, stellte Stühle direkt neben den Altar, kredenzte uns Tee und war bemüht, uns bis zum Beginn der Zeremonien zu unterhalten. Glücklicherweise tauchte auch ein Schulkamerad unserer Jungs auf, und so war bald ein Klima von Bekanntschaft und Zugehörigkeit hergestellt. Die Chinesen sind ja überhaupt gesellige Menschen, die auch den Fremden aufgeschlossen entgegenkommen. Lebt man gar freundschaftlich-familiär mit ihnen zusammen, findet man, daß sie sich kaum von uns unterscheiden, daß ihre Freuden und Schmerzen uns unmittelbar verständlich sind. Die Rassenverschiedenheit, die sich so augenfällig aufdrängt, ist im Grunde ein böseartiger dummes Streich, den der Menschheit die Natur spielt.

In einem chinesischen Tempel geht es nicht so streng zu wie in einer Kirche. Man darf den Hut aufbewahren, rauchen und schwatzen, sogar während der Zeremonien. Kinder laufen herum und spielen. Die Anächtigen wandeln von Götterbild zu Götterbild, schwenken ihre Räucherstäbe, verneigen sich, beugen die Knie, ziehen Spruchstäbe aus einem Köcher und werfen Orakelhölzer auf den Boden. Die Leute von Hsindschuang sind kleines Volk, nicht reich, und auch dieser Tempel ist kein Renommierstück. Das Gold der Statuen ist blind, und die Geräte bedürften eines neuen Anstriches. Die Fahnen und Banner sind verschossen. Aber das alles macht nichts. Die Atmosphäre konzentrierter Frömmigkeit ist stärker. Seltsamerweise (für europäisches Denken) ist der vordere Teil des Tempels daoistisch, der rückwärtige buddhistisch; jedenfalls steht in diesem das Bild der Guanyin, der buddhistischen Himmelskönigin. Die „Priesterinnen“ allerdings gehören eindeutig dem Dao-Kult an. Während die buddhistischen Nonnen kahl geschorene Köpfe (ohne Kopfbedeckung!) haben, tragen die „Daogu“ langes Haar.

Zunächst kommen drei junge Mädchen herein. Die mittlere trägt einen gelben Talar, die beiden äußeren haben schwarze Gewänder. Sie beginnen alsbald Litaneien und Hymnen zu singen. Dabei begleiten sie sich selbst mit rhythmischen Instrumenten. Die mittlere Zelebrantin hat in jeder Hand ein Glöckchen, die linke bedient den großen und den kleinen „Holzfisch“, eine hölzerne Schlitztrommel, die rechte hält ein Glöckchen an einem langen Stiel und schlägt es mit einem Metallstäbchen an. Ihnen assistiert, etwas abseits sitzend, ein Schlagzeuger mit Tomtom und einer größeren Glocke. Bei Kraftstellen fallen die gewaltige große

Glocke und die riesige Faßtrommel ein, die im Vorraum an der Decke hängen. So geht es in stets gleichem, mäßigem Tempo eine Dreiviertelstunde hintereinander. Das laute brustige Singen strengt die Stimmen sicher ziemlich an; daher reicht man den Sängerrinnen Tee, von dem sie zwischendurch nippen. Wenn ein Abschnitt zuende oder eine tiefe Verbeugung zu machen ist, schlägt die rechte Daogu mit einer Art Keule an einen starkwandigen offenen Metallkessel.

Ganz voll besetzt ist dieses „Orff-Orchester“ erst, als acht Frauen reiferen Alters (die neunte fehlt offenbar) die jungen ablösen. Jetzt kommen kleine chinesische Doppelbecken und andere Schlagwerkzeuge hinzu, außerdem, von einem Mann gespielt, eine zweisaitige chinesische Geige mit langem Schalltrichter. Der feierliche Lärm, den sie veranstalten, ist wahrhaft überwältigend, und wenn er vorbei ist, tut es fast weh, wieder in den Alltag zurückzutreten.

Heute ist der Tag, an dem die Arbeitgeber ihre Angestellten bewirten. Unter anderem gibt es Huhn, von dessen Kopf niemand „angesehen“ werden will. Der Chef reicht ihn nämlich demjenigen, den er im nächsten Jahr zu entlassen gedenkt.

Und zum Schluß noch ein spaßiges Erlebnis, das ich vor allem deswegen erzähle, weil es den geneigten Lesern zu verdeutlichen vermag, was für ein Weltblatt unsere liebe EJZ ist. Kriegen wir da neulich das Schreiben einer Taibejer chinesischen Bäckerei: Vor uns liegt Ihr Brief an die Elbe-Jeetz-Zeitung, in dem Sie sich darüber beklagen, daß es in Taibej kein Roggenbrot nach deutschem Geschmack gebe. Wir weisen darauf hin, daß in unserer Bäckerei Roggenbrot feinsten Qualität usw. usw.

Es ist uns nicht gelungen, aufzuklären, woher die cleveren Leute unsere Lüchow-Dannenberg Heimatzeitung haben. Jeder, den wir fragten, schob es auf einen anderen, der gerade nicht da war. Das Brot allerdings ist eben doch kein deutsches, sondern süßlich, wie es die Amerikaner lieben, die sogar Würstchen mit Zucker anmachen. Davon abgesehen aber unterhält der Bäcker ein Café, in dem nicht nur Kaffee und Kuchen gut sind, sondern in dem man überdies mit Musik von Mozart und Chopin, dezent eingestellt, regaliert wird. Also doch nicht nur „Musiklärm auch an Chinas Strand“!

Und der Winter? Eigentlich müßte ich die Überschrift ändern, denn wir sind schon wieder bei +23 Grad, und die Azaleenblüte hat, verfrüht trotz der „Kältewelle“, voll eingesetzt. Nun, wenn die Überschrift auch nicht mehr stimmt, stammt sie doch wenigstens von den Gebrüder Grimm.

**Brief aus Taiwan**

## Frühlingsanfang zu Neujahr

Studienrat Fritzen aus Lüchow, der jetzt Deutschunterricht an der FU-JEN-Universität Hsinchuang auf der Insel Formosa erteilt, Professor in Taiwan, erlebt dort in fremdem Land und Klima nun schon den zweiten Frühling. Wieder einmal erreichte uns einer seiner Berichte.

Heute vor einem Jahr, am 1. März, sind wir in Taiwan angekommen. 365 Tage voller Erleben liegen hinter uns und, so Gott will, noch ebenso viele vor uns. Die Semester-schlußarbeiten sind, teils mit Kummer, teils mit Erheiterung, durchgesehen. Die Taitai, seit November in ihrem alten Job als Lektorin für Französisch, ist bei dieser Gelegenheit ein Opfer ihres pädagogischen Übereifers geworden und verrechnet, während ich dies schreibe, nach einer Prozenttabelle ungeheure Zahlenreihen zu Endzensuren. Sie hat nämlich, ohne dazu verpflichtet zu sein, unübersehbar viele „unannounced daily examinations“ veranstaltet. Nun stöhnt sie, verdientermaßen.

Wir wollten uns in der einzigen Semesterferienwoche aus der Taibejer Kälte in den wärmeren Süden retten, doch mußte erst noch die chinesische Zahnärztin einen Teil der gesammelten Werke ihrer deutschen Kollegen aus meinem Munde entfernen, ist sie doch eine Anhängerin der Weltjungzahnarzt-ideologie, die bekanntlich die totale Entzahnung des Menschen vorschreibt. Nun haben wir nur noch vier Tage für unsere Miautour, für die wir sogar einen des Landesidioms mächtigen Studenten als „Leibchinesen“ gedungen haben.

Doch wollen wir uns nicht etwa verkatert ans Steuer setzen, sondern Miau's, zu deutsch: Tempel, besuchen. Wir sind nämlich, zum Spott unserer Söhne, die uns hinterhältig grienend fragen, ob wir an unserer Kirche nicht genug hätten, der Temenomanie verfallen.

Das chinesische Neujahr ging vorige Woche mit dem Laternenfest zuende. Wir nahmen in unserem „Heimatsdorf“ daran teil, in dem es noch ohne Seitenblick auf Touristen gefeiert wird. Die ganze Neujahrszeit über knallt es Tag und Nacht ununterbrochen, aber am 15. des neuen Jahres, bei Frühlingsvollmond, ist der Radau am dollsten. Gruppen von Jugend-

lichen ziehen die Straße entlang und produzieren den Löwentanz, bei dem ein wild springender Zweimannlöwe von einem Helden mit Hellebarde und Dreizack zur Räson gebracht wird. Ähnlich unseren Sternsängern, wird ihnen von vielen Häusern etwas gegeben und dabei eine Schnur Knallfrösche abgebrannt. Die Kinder gehen, wie bei uns im September, mit Laternen herum oder ziehen sie auf Räderchen hinter sich her. Zu allem Überfluß hat auch noch der sehr beliebte Kriegsgott Guangung, der nebenbei die Literatur mitversorgt, Geburtstag. Er hat ein zinnoberrotes Gesicht und einen schwarzen Bart, und sein Tempel liegt an der Hauptstraße. Gegenüber dem Portal hat man einen Behälter aufgehängt, den die jungen Leute mit Tausenden von Knallfröschen bombardieren, was nicht ganz ohne Feuerspritzer für die Umstehenden abgeht. Trotz dieses Höllenspektakels, durch den die bösen Geister verjagt werden sollen, wird drinnen, bei weit offenen Türen, eine Liturgie gesungen, wie ich sie in meinem vorigen Brief geschildert habe. Mitten in diesem Trubel findet in einem der Häuser eine Seelenmesse statt. Hinter einem Vorhang haben sich, in der Kolonnade, die Musikanten mit ihren scharfen Schalmeyen und dem durchdringend gelenden Schlagzeug niedergelassen und blasen und trommeln, als ob sie ganz allein auf der Welt wären. Gleich um die Ecke hat ein Theater seine Bretter aufgeschlagen, und auch von dort kommt eine nicht weniger grelle Musik, die ich einstweilen von den Trauerweisen nicht unterscheiden könnte. In einigen großen Tempeln in Taibei sind Laternen ausgestellt: Drachen, Paradiesvögel, Huftiere, Krebse, Blumen, Schiffe, Flugzeuge, aus Draht zusammengebogen und bunt bespannt. Die schönsten werden prämiert.

Der eigentliche Neujahrstag, Frühlingsneumond, fiel diesmal auf den 9. Februar. Ihm voran geht, als festlichster aller Festtage, ein Vorabend, der so feierlich wie unser Heiligabend und so fröhlich wie unser Silvester ist. Wenn irgend möglich, muß die ganze Familie beisammen sein, da das Familienoberhaupt die große Ehrung der Ahnen vor dem Hausaltar vollzieht. Man ißt und trinkt besonders gut und macht einander Geschenke. Besonders wichtig sind die neuen Kleider und

Schuhe, die man am nächsten Tag „ausführt“. Die Kinder wünschen den Eltern alles Gute und empfangen in roten, goldbedruckten Umschlägen ihr „Glücksgeld“. Sie dürfen nicht nur, sie müssen sogar die Nacht über aufbleiben. Je länger sie wach sind, desto länger leben ihre Eltern, und das wünscht sich auch heute noch ein normales Chinesenkind. Am Neujahrstage darf im Hause nicht gekocht und nicht gefegt werden, letzteres, um das Glück nicht hinauszukehren. Um es ins Haus zu bannen, hat man an die Haustür und ihre Pfosten die neuen roten Papierstreifen geklebt, auf denen Glück- und Segenssprüche gemalt sind. Über die Tür wird, zur Straße hin, ein rotes Tuch gespannt. Rot ist hier die Farbe der Freude, nicht die der Revolte.

Die Tage vor Neujahr sitzen in den Straßenlauben die Spruchschreiber und pinseln den Kunden die gewünschten Sentenzen. Ich bummelte im Drachenbergbezirk, dem ältesten Viertel Taipejs, herum und sah ihnen lange zu. Schließlich — nachdem ich aufgepaßt hatte, was die Einheimischen zahlten — ließ ich mir den berühmten Anfang von Laudes Daodödjing schreiben. Große Bewunderung ob meiner Gelahrtheit. Als es zum Bezahlen kam, hieß es: Suejbiän, nach Belieben. Von soviel Rechtlichkeit überwältigt, gab ich 20 Kuai (2 Mark), von denen, kaum zu glauben, die Taitai des Schriftkünstlers mir 10 zurückgeben wollte. Die braven Leute machten, ohne es zu ahnen, wieder gut, was kurz zuvor ein Fabrikant von „Seelenhäusern“ an mir verübt hatte. Seelenhäuser sind die Papierpaläste, die man nach einer Trauerfeier in Flammen aufgehen läßt. So ein Ding darf allenfalls 60 Kuai kosten. Hatte mir doch der Handwerker mit kalter Miene 600 abverlangt. Natürlich hat er sie nicht bekommen, ich aber auch kein Seelenhäuschen.

Eigenartig war uns am chinesischen Heiligabend zumute, fiel er doch gerade auf den Aschermittwoch, mit dem für uns die Passionszeit beginnt. Obwohl in der katholischen Kirche die Aschenkreuze auf die Stirn gezeichnet wurden, war die festlich-feierliche Stimmung der Heiden, die in der Luft lag, stärker. Wir hätten uns fast ein wenig traurig gefühlt ob unserer Ausgeschlossenheit — unsere Jungs waren auch weg bei ihren Freunden im Süden —, wenn nicht Nachbarn und Freunde uns hätten an ihrer Freude teilhaben lassen.

Am Neujahrstag selbst fuhren wir zum Linghsiaubaudiän, dem neuerbauten daoisti-

schen Wallfahrtstempel „Zum kristallreinen Himmelsjuwel“. Was wir dort zu sehen bekamen, hätten wir uns auch in unseren kühnsten Träumen nicht ausgemalt. Tausende von Pilgern, meistens Familien mit kleinen und kleinsten Kindern, drängten und schoben sich langsam die 1200-Stufen-Treppe hinauf oder verstopften die Autostraße, auf der sich der Verkehr halbstundenlang staute.

Der neue Tempel ist ein dreistöckiges Prachtgebäude in Rot und Gold — denken Sie sich etwas wie eine Mischung von Vierzehnheiligen und Sacré Coeur de Paris — und muß Millionen gekostet haben. Wer hat sie gegeben? Der Staat, der eher freidenkerisch gesinnt ist und sogar den Mondkalender und seine Feste mit finsternen Brauen betrachtet, gewiß nicht.

Vor dem himmlischen Jadekaiser und seinen Ministern Yang und Yin, Sonne und Mond, Mann und Weib, vor den drei Reinen, vor den legendären Kaisern Yau, Schun und Yü, vor den Gründern der drei Lehren: Konfuzius, Laudse und Buddha, vor dem ersten, aus dem Urchaos entstandenen Gott und vor der Goldenen Mutter des Westens beugen Alt und Jung die Knie und verneigen sich bis auf den Boden, während bei flackernden Kerzen und in Schwaden Weihrauches die Zelebranten ihre Gebete singen.

Auf der Talfahrt nehmen wir eine vierköpfige Familie mit. Die junge Mutti lahmt sichtlich unter dem Gewicht ihres Jüngsten. Sie haben, in überfüllten Autobussen, 100 Kilometer gemacht, um in dem neuen Heiligtum zu beten.

Ist diese Religion eigentlich so tot, wie es unsere Geistlichen in schöner Einmütigkeit beteuern? Ich zweifle manchmal daran, umsomehr, als viele von ihnen sich geradezu rühmen, noch nie einen Miau betreten zu haben; selbst chinesische Priester weisen es weit von sich, von heidnischer Religion und Philosophie etwas zu verstehen. Ob sie darin wirklich gut beraten sind? Ein junger Pater wiederum meinte, die allgemeine Schulbildung werde dieser Art von Religion den Garaus machen. Auf die Frage, ob nur dieser oder auch der wahren, mußte er freilich antworten: Leider auch der wahren.

Wir nehmen indes nicht Stellung, sondern machen Augen und Ohren weit auf, um dieses Stück Antike mitten im zwanzigsten Jahrhundert in uns aufzunehmen. Jedenfalls können wir uns jetzt besser vorstellen, wie es auf der Akropolis, in Alexandria und in Rom zugeht, als dort noch Zeus und Jupiter verehrt wurden.

Brief aus Taiwan:

EJZ 3.4.15/67

## Söhne, Seelenhäuser und lange Leute

**Studienrat Joachim Fritzen aus Lüchow, nun schon recht lange Professor in Taiwan für Deutschunterricht an der FU-JEN-Universität Hsinchuang auf der Insel Formosa, schickte wieder einen seiner stets mit Spannung erwarteten Berichte. Diesmal erfahren wir auch etwas über seine Universität.**

Die Söhne, die sich eben an „Sound of Music“ ergötzen — der in Deutschland, wie wir lasen, durchgefallene Film von der Trappfamilie macht hier seit vorigem Sommer volle Häuser —, finden merkwürdigerweise ihre Freunde nicht bei den Altersgenossen, sondern bei Schülern der Oberstufe und Studenten. Insbesondere unser rabaukiger Zwölfjähriger hat es den Großen angetan. Das hätte ich nie erwartet. Aber was weiß man schon von seinen Kindern?! Kam doch neulich zu Tage, daß beide Jungen ihre Kolborner Erlebnisse zu Abenteuerromanen verarbeitet haben. Likö, der sich als erster in der Schriftstellerei versuchte, hat zwei hundertseitige Bände verfaßt, während sein großer Bruder (14), der sonst das ganze Haus mit teils nützlichen, teils mit nicht ganz notwendigen Elektroleitungen verdrahtet, es bereits auf zehn Titel gebracht hat. Als stolze Eltern finden wir natürlich ihre Sachen beinahe druckreif, während wir ihre Produktivität dem Ausbleiben des Karl-May-Nachschubs zuschreiben, von der segensreichen Nichtexistenz eines Glotzophons zu schweigen. Auch sonst dürfen wir uns, darf ich mich, pädagogischer Erfolge rühmen: schämen sie sich doch meiner bereits wegen meines stümperhaften Chinesisch und verwandeln, gelangweilt, meine schlechten Sätze in gute. Welcher rechte Vater freut sich nicht, wenn seine Söhne mehr können als er! Mieke, die Tugendblüte, allerdings ist, obwohl sie am Weltfeiertag der Arbeit, der hier nicht begangen wird, in ihr neuntes Lebensjahr eintritt, noch treuherzig genug, mich ihre Überlegenheit nicht fühlen zu lassen. Dabei ist sie, nach glaubwürdigen Versicherungen der Einheimischen, von einem Chinesenkind nur durch ihr Aussehen zu unterscheiden. Im übrigen spricht sie hundsgemein Dialekt.

Was die eigentlichen Serica betrifft, so muß ich erst einmal dem im letzten Briefe erwähnten Seelenpalasterbauer Abbitte tun. Solche Gebäude sind tatsächlich viel teurer, als ich geglaubt hatte. Davon konnte ich mich bei einer „Seelenmesse“ überzeugen, an der ich vorige Woche zur Feier meines Geburtstages teilnehmen durfte. Die Hinterbliebenen hatten da für ihren verstorbenen Vater einen Prachtbau von 2 m Höhe und 3 m Frontlänge machen lassen. In diesem reichverzierten, mit Säulen, Treppen, Balkonen, Firstschmuck und elektrischer Beleuchtung versehenen Hause versorgte livrierte Dienerschaft auch einen Straßenkreuzer, ein Fahrrad, eine Rikscha, einen Fernsehapparat und vieles andere, alles naturgetreu aus Papier gebastelt. So gut soll es der Tote im Jenseits haben, und das läßt man sich 3000 Taiwandollar — zwei mittlere Monatsgehälter — kosten. Die Stammhalter, Schlächter, gelten als reiche Leute und hatten, ihrem Vermögen entsprechend, ein reichhaltiges, annähernd 24stündiges Trauerprogramm bestellt. Uns Europäer mutet es zunächst ganz seltsam an, daß eine Trauerfeier eine Mischung aus Gottesdienst und Zirkus ist, daß dieselben Priester beten, singen, Feuer schlucken und dramatische Szenen über das Schicksal der Seele aufführen, wobei selbst ein Komiker nicht fehlt: der Erdgott Tuding, dessen Kapellchen an jeder zweiten Straßenecke zu finden ist und der unserem Weihnachtsmann ähnelt wie ein Zwillingbruder dem anderen. Morgens um 1 Uhr endlich wurde der Seelenpalast ins Freie transportiert und — angezündet. Binnen einer halben Minute war das kostbare Bauwerk in Flammen aufgegangen. Anschließend wurden wir — obwohl ganz wildfremde Leute — zum Trauergastmahl ins Haus gebeten. So sind Chinesen, so sind die Taiwanesen.

Was denkt man hier über diese Volksreligion? Zwei Streiflichter mögen das beleuchten. — Anfang April war Tjingming, ein Totengedenktage, an dem man die Gräber reinigt. Wir besuchten an jenem Tage einen buddhistischen Tschan-Tempel (Tschan = Zen) und beobachteten, wie die Leute beim Verbrennen von Opfergeld wehklagten und

— man kann es nicht anders nennen — regelrecht heulten. Der uns führende Höschang (Mönch) sagte, das sei doch alles Unsinn. Als Buddhisten glaubten sie nicht, daß man den Toten auf diese Weise Gutes erweisen könne, aber man müsse das Volk gewähren lassen. Zum „Volk“ gehörte u. a. auch eine elegante Dame mittleren Alters, die in ihrem eigenen amerikanischen Wagen auf den Tempelhof gefahren kam.

Eine andere Version hörte ich im Hause eines Verlegers daoistischer Literatur. Ein gebildeter Herr, selber Verfasser eines Buches über das Schattenboxen, bestand auf dem Unterschied zwischen Daoreligion und Daowissenschaft. Die Gestalten der Daoreligion, also die „Götter“, die man in den vielen Tempeln verehrt, die gebe es ja gar nicht. Die eigentliche Essenz des Daoismus sei die Geheimlehre, durch die der Mensch lerne, sich zu entmaterialisieren, ohne Nahrung zu leben und unsterblich zu werden. Ich hatte nicht den Eindruck, daß er sich über mich lustig machen wollte.

Liebe Freunde, geneigte Leser! Allmählich habe ich ein schlechtes Gewissen. Schon zum drittenmal ist von Religion, noch dazu von heidnischer die Rede. Dabei wollte ich vom Autofahren, von europäischen Schaufensterpuppen, Sextaxe, Piratendruckern, Schwindelmedizin, Pekingoper, der Ausschaltung ausländischer Nachtclubkünstler und anderen Kuriositäten berichten, doch passen so frivole Themen nicht in eine seriös begonnene Epistel. Darf ich auf das nächstmal vertrösten und endlich auch einmal etwas über die Mission verlauten lassen, zuvörderst natürlich über unsere Fu-Jen-Universität, der wir angehören und von der wir daher am meisten wissen.

#### **Stütze der Humanität**

„Fu Jen“ heißt: „der Humanität als Stütze dienen“, und war bereits der Name der von den Kommunisten enteigneten Universität in Peking. Die Patres, von denen einige herzerbrechende Berichte aus rotchinesischen Gefängnissen geben können, haben hier auf Taiwan unverdrossen von neuem angefangen und in nur vier Jahren ein wahrhaft großartiges Werk geschaffen. Deutsche Spenden haben dazu beigetragen, die naturwissenschaftliche und die philologische Fakultät aufzubauen, deren Gebäude durch die gelungene Kombination von architektonischer Schönheit mit Zweckmäßigkeit imponieren. In absehbarer Zeit werden unsere Missionare

übrigens in den Schatten treten und dem chinesischen Klerus das Ganze übergeben.

Unvergeßlich ist die Feier der Osternacht auf dem weiten Campus. Im Hintergrund der Taischanberg mit den flimmernden Lichtpunkten der Häuser. Von den Reisfeldern, jedoch durch die Entfernung gedämpft, das Konzert unzähliger Frösche. Am Himmel ein makelloser Vollmond. Gregorianischer Choral erklingt, während Osterfeuer und Osterkerze entzündet werden. Dann zieht die Universitätsgemeinde in die Kapelle, in der, vor Beginn der Messe, die neuen Mitglieder getauft werden.

Aus unserer Fahrt zu Chinesisch Neujahr ist übrigens nichts geworden. Unser VW wollte nicht so wie wir. Da mußte er eben in die Werkstatt, wo er die Gesellschaft von vielen Brüdern genießt, die in dem Jahr unseres Hierseins offensichtlich von der chinesischen Vermehrungsfreudigkeit angesteckt worden sind. Wir haben schon eine Menge Reflektanten für den unsrigen. Immerhin brachte er uns zu Ostern getreulich zum Sonne-Mond-See in Mitteltaiwan. Auf der Rückfahrt wollten wir uns das Rosenzentrum in Yüanlin ansehen und gerieten dabei in den Aufmarsch zum „Tag der Jugend“. Bestürzend die Massen, die von den Schulen dieser kleinen Stadt gestellt wurden! Mir fiel dabei das alte Arbeiterlied ein: Seht, wie der Zug von Millionen endlos aus Nächtigem quillt . . . Spielmannszüge, nach Art der Wustrower Damen uniformiert, Militärmusik, ein Zug mit Karabinern, ein anderer mit großen Bildschildern des Staatspräsidenten, Fahnen, Fahnen, Banner, Transparente mit patriotischen Losungen, alles in Rot und Gold, den Freudenfarben der Chinesen. Was mich am meisten beeindruckte, war die auffallende Länge vieler dieser jungen Leute, die nicht nur ihre älteren schwächtigen Landsleute, sondern sogar mich beträchtlich überragten. Es manifestiert sich also auch hier die vielberedete Akzeleration, die in China Vorzeichen tiefgreifender Wandlungen im traditionellen Kulturgefüge sein dürfte, wie ja bereits die Tatsache, daß man der Jugend einen Feiertag einräumt, eine ungeheure Neuerung in einem Lande ist, das bisher stets nur das Alter geehrt hat. Zeigt uns hierin nicht einmal die Natur (gegen die ich neulich wegen ihrer Produktion verschiedener Rassen gemeutert habe) selber, daß wir alle doch nur einer Menschheit angehören?



Brief aus Taiwan:

## Kindliches, Allzukindliches . . .

I, ör, san, sy  
Wu, liu, tji, —  
Djiang, Dsungtung —  
Dswö fejdji —  
Diu dscha dan —  
Da sy Gungfej  
Tjiän, tjiän, wan —  
Mao Dsödung —  
Pao lai kan —  
Da i tjiang —  
Djiu wan dan —.

Unschuldig lachenden Mundes deklamiert unsere Mieke (8) diese Verse, die sie auf der Straße aufgeschnappt hat und nun weiterverbreitet. Man rezitiere sie im Vierachteltakt und halte bei jedem Gedankenstrich eine Achtelpause. (Auf dem Theater werden solche Couplets mit der Trommel begleitet.) Damit die lieben Kinder, die sich an diesem Zungenbrecher versuchen, auch wissen, was sie da in den Mund nehmen, gebe ich eine ganz freie Übersetzung, bei der ich nur den Rhythmus nachbilde. Alles andere entzieht sich wegen der ungemeinen Knappheit des Chinesischen der Übertragung. Also: Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sie'm — Tschiang Kaischek — im Flugzeug — schmeißt ne Bombe; tote Rote nicht zu zähl'n —. Mao Dsödung — kommt gerannt —; einen Schuß —: aus der Traum! —

„Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!“ sagen jetzt wohl manche Leser. Ich verspreche ihnen darum feierlich, daß dies mein erster und letzter Beitrag zur Politik sein soll, denn ich habe mir vorgenommen, in keines der ostwestlichen Fettnäpfchen zu treten, über die man nicht nur in Deutschland stolpert. Zwar rechnen uns unsere Gegner sogar unsere Apolitizität als Politi-

kum an, und so riskierten wir, wenn wir etwas riskierten, eigentlich nicht mehr als wir riskieren, wenn wir nichts riskieren. Während ich dies schreibe, rabatzen sie in Hongkong, und das ist immerhin vor unserer Haustür. „Zweifellos ließe sich Angenehmeres denken“, singt bei Hindemith ein Opernchor, in den ich nur deswegen nicht einstimme, weil die Melodie zu schräg ist.

Die China Post, deren Chefredakteurin gerade in Bonn weilt, fordert die Briten in ihrem heutigen Leitartikel zur Festigkeit auf. Man solle großzügig Gebrauch von Tränengas machen und mit Polizeiknüppeln möglichst viele Köpfe bearbeiten. Wer sich absolut nicht fügen wolle, den solle man auf unbewohnte Inseln deportieren. Sterbe er dort Hungers, dann sei man ihn wenigstens auf billige Weise los. — Ob sich die chinesisch geschriebene Presse ebenso unverblümt äußert, kann ich leider nicht beurteilen.

Inzwischen ist auch die Natur wieder in die Katastrophensaison eingetreten. Zwar hatten wir noch keinen Taifun, aber der Regen der letzten Tage hat sämtliche Gebirgsautostraßen verschüttet, und die Löcher im Asphalt werden weiter und tiefer. Auch die Erde bebte wieder ein paarmal. Neulich gab es einen ganz widerlichen trockenen Stoß. Laut Zeitung soll er nur Größe 2 gehabt haben; mein Schreck war mindestens Größe 4.

Endlich sind auch die Ejotzetten von Januar und Februar eingetroffen. (Wo treiben sich bloß die Schiffe so lange herum?) Unser Vergnügen über das highlife der oberen Zehnhundert wurde erheblich gedämpft durch das Entsetzen über die zahllosen Verkehrsunfälle in unserem Kreis. Wie ist das nur möglich? Gibt es bei uns soviele unterbewußte Selbstmörder? Sind wir so miserable Fahrer? Manchmal wünschte ich mir,

es müßte jeder in Taibei seinen Führerschein machen.

Zunächst vergegenwärtige man sich die Straßenverhältnisse. Da es keine erhöhten Bürgersteige gibt, reicht der schmale Fahrdamm von Hauswand zu Hauswand und ist von dieser nur durch die offene Kanalisation getrennt. Die untere Etage der Häuser bildet eine „Laube“, die grundsätzlich für Fußgänger und Ladenbummler bestimmt ist, tatsächlich aber von fliegenden Händlern, Handwerkern und abgestellten Fahrrädern eingenommen wird. Fußgänger müssen alle zehn Meter auf die Fahrbahn hinaustreten, wenn sie es nicht vorziehen, gleich auf ihr zu bleiben. Sie ist in drei Teile eingeteilt: die Mitte für die Vierradfahrzeuge, die beiden Seitenstreifen für Radfahrer, Motorräder und Pedicabs. Diese Anordnung hat den Nachteil, daß man ständig rechts und links überholt wird, denn die Autos, vor allem die Taxifahrer, benutzen, ohne mit der Wimper zu zucken, den Radfahrerstreifen, obwohl es verboten ist. Das kommt nicht etwa ausnahmsweise vor, sondern ist die Norm. Ganz besonders unangenehm ist diese Fahrweise beim Abbiegen an Kreuzungen, wenn sie zu beiden Seiten vorbeiflitzen und tuten, was die Hupe hergibt. Übrigens kann man von Glück sagen, wenn sie das Abblinken beachten. Man kann sich noch so schön in der Mitte einordnen. Wer partout durchwill, der tutet und fährt schnell noch links vorbei. Vielleicht fahren wir den Einheimischen auch zu vorsichtig. Aber es bleibt uns nichts anderes übrig, denn es ist ein Axiom der mehr oder weniger kleinen Leute: wenn ein Ausländer in einen Unfall verwickelt ist, ist er in jedem Fall der Schuldige. Ich habe diese Behauptung oft genug aus dem Munde von Einheimischen gehört, selbst von Polizisten, die es besser wissen müßten. Nach meinen eigenen Beobachtungen sind es jedoch fast ausschließlich die einheimischen Fahrer, die die unglaublichsten Verstöße gegen die Verkehrsordnung begehen. (Auf dem Umschlag eines Propagandaheftes für den Fremdenverkehr sieht man einen öffentlichen Bus, der auf einer Gebirgsstraße den

durchgezogenen Trennstrich zwischen den Rädern hat!)

Ich glaube auch ein Gesetz des hiesigen Verkehrsverhaltens gefunden zu haben; jedenfalls hat es sich als nützlich erwiesen, so zu fahren, als ob es gölte: sie sind wie Kinder, die einem Ball nachlaufen, ohne nach den Seiten oder gar nach hinten zu schauen. Sie sehen nur das, was vor ihnen ist, und reagieren flink darauf. Dasselbe Verhalten erwarten sie auch von den anderen. Sie sind daher durchaus nicht rechtshaberisch. Zwar erzwingen sie selbst zu Unrecht die Vorfahrt, sind aber nicht böse, wenn man sie ihnen nimmt. Ich habe das bei vielen Taxifahrten studiert. Man selber sitzt hinten und rauft sich die Haare über die lebensgefährlichen Eseleien der anderen. Der eigene Fahrer verzieht keine Miene, äußert kein Wort, lenkt nur sein Vehikel. Reagiert er etwa seine Emotionen durch das ständige Hupen ab, oder hat er gar keine? Was bedeuten die langen Hupensolos auf einsamen Straßen? Da übrigens die meisten Hupen in Terzen verschiedener Tonart gestimmt sind, erklingt auf diese Weise ein ununterbrochenes Konzert, das ich „aleatorisch“ nennen würde, wenn es in dieser neuen Musikart überhaupt noch Terzen gäbe.

Passiert nun hier besonders viel? Leider habe ich keine Ziffern zur Verfügung, doch möchte ich sagen, daß eigentlich viel weniger passiert, als man bei diesen Verhältnissen erwarten müßte. Die Chinesen fahren nämlich ganz und gar nicht brutal und rowdyhaft, sondern allenfalls unüberlegt. Sie wachsen in großen Familien auf und werden von kleinauf zu einer unüberhitzten Freundlichkeit erzogen. Das macht das Leben unter ihnen angenehm und selbst den chaotischen Verkehr erträglich. Vielleicht hat der Staatsmann und Philosoph Gu Hungming nicht ganz unrecht, wenn er von seinen Landsleuten sagt, sie hätten die Herzen von Kindern. Daß Kinder durchaus nicht immer Engel sind, das wissen meine Leser wohl aus eigener Erfahrung.

Joachim Fritzen

EJ2 3.7.67

Brief aus Taiwan:

## Bald sind große Ferien

Angesichts so erfreulicher Aussichten darf ich gewiß ein bißchen aus der Schule plaudern, ohne mir den Zorn der jungen Generation zuzuziehen.

Die Studenten büffeln für die Semester-schlußprüfung, nach der viele von ihnen zum Militär müssen, um während der Sommerferien einen Teil ihrer Wehrpflicht abzuleisten. An der Fu-Jen-Universität macht zum erstenmal ein vierter Jahrgang sein Biyā oder „graduirt“, wie man hierorts auf anglo-deutsch sagt. Im fröhlichen Vertrauen darauf, daß sie ihr Examen bestehen werden, haben die Kandidaten schon vor drei Wochen für den Rektor und die Professoren einen Empfang veranstaltet. Die Mädchen waren alle im hochkragigen, enganliegenden, seitengeschlitzten, langen Tjipau erschienen, den viele von ihnen vorher nicht besessen hatten. Jede sah darin aus wie eine Fürstin, wohingegen die Jungen in Hemd und Hose sich Marscherleichterung gestattet hatten. Ansprachen und Vorträge gingen, wie ich es bei ähnlichen Gelegenheiten schon öfter erlebt habe, im allgemeinen Geplauder unter, doch versöhnte es mich, daß die jungen Leute an mir vorbeidefiliierten und mir in individuell gewählten Worten für meine Lehrtätigkeit dankten. Es tat wohl, sich einzubilden, daß einige vielleicht sogar meinten, was sie sagten. Ich selbst wenigstens war in der letzten Stunde bei ihnen ganz wehmütig und legte ihnen Hegels Dialektik so schön dar, daß ich am Ende das Gefühl hatte, sie jetzt selber viel besser zu verstehen.

Fu Dölan, die Tugendblüte (8), bringt inzwischen wieder ein Sehr gut nach dem andern aus der Schule mit. Morgens um fünf schon liest sie im Bett und kennt Schriftzeichen, die ich in 35 Jahren Studiums nicht zu Gesicht bekommen habe. Zu drollig, wenn sie am Frühstückstisch nach der chinesischen Zeitung greift und die Witze auf der Kinderseite dechiffriert. Neulich waren wir mit ihr zu einer Schulveranstaltung. Am Tor blieb sie stehen und verbeugte sich tief. Da weit und breit kein Lehrer zu sehen war, fragten wir, wen sie begrüßt habe. „Natürlich den

Guofu“, bekopfschüttelte sie unsere Ahnungslosigkeit. Sie meinte den pater patriae Sun Yatsen, dessen Büste auf dem Vorplatz steht.

Fu Liguang (14) und Fu Likö (12), die Söhne, stehen allmorgentlich treu und brav ihren Flaggenappell ab. Kurz vor acht höre ich, in der Badewanne, den Schullautsprecher mit den „Alten Kameraden“ oder dem „River-Kwai-Marsch“ herüberblechern. Vulgäre Musik scheint ein internationales Syndrom nationaler Affekte zu sein. Sie haben jetzt ihr erstes Jahr an der chinesischen Oberschule herum. Was sie, außer in praktischer Sozialpsychologie und Völkerkunde, gelernt haben, ist mir nicht ganz klar. Auf Ihrem Stundenplan jedenfalls standen: 8 Stunden Mathematik wöchentlich, 5 Naturwissenschaft, 8 Englisch, 6 Chinesisch, 2 Erdkunde, 2 Geschichte, 2 Körperkunde, 2 Gemeinschaftskunde, 2 Sport, 1 Musik, 1 Kunst, 1 Werken, 1 Pfadfinderkunde, 1 Montagmorgenappell. Die Gemeinschaftskunde wird gern (wie bei uns?) zum Klassenarbeitschreiben mißbraucht. Dafür stehen auf Heft- und Buchumschlägen Merksätze wie: „Die Volkskommunen der kommunistischen Rebellen sind Zwangsarbeitslager, sind die schwarze Hölle“ oder: „Die Lehre von den drei Volksprinzipien (d. h. die politische Doktrin Sun Yatsens) verwirklichen, das chinesische Volk wieder zum Leben erwecken“.

Die Chinesen haben seit jeher mit Vorliebe Kernsprüche an künstliche oder natürliche Wände gemalt. Durch ihre monumental-dekorativen Zeichen wird selbst die banalste Inschrift zum Kunstwerk. Es ist also nichts Ungewöhnliches, wenn man politische und moralische Maximen an Stellen findet, wo man sie bei uns nicht erwarten würde. In dem Dschungel von Ladenschildern, Reklamen haben wir sie zunächst gar nicht entdeckt. Um mir einen Überblick zu verschaffen, habe ich mich gestern auf den Weg von Hsindschuang nach Taibej gemacht. Der Leser unternehme in Gedanken einen Fußmarsch auf der Bundesstraße 1 durch den Kohlenpott, um zu ermessen, welchem Opfer ich mich da unterzogen habe.

An der Mauer unserer Oberschule steht: „Das Alter ehren, den Kleinen und Schwachen helfen, Freunde und Verwandte achtungsvoll behandeln, zu Nachbarn freundlich sein“. Im Chinesischen sind das ganze acht Schriftzeichen! An der gegenüberliegenden staatlichen Oberschule ist derselbe Satz zu lesen, dazu die Mahnung, öffentliche Stätten nicht in Schuhen aus Holz oder Plastik zu betreten. Miekies Volksschule gibt sich hochpolitisch: Taiwan aufbauen, dem Festland das Licht wiederbringen, gegen die Kommunisten kämpfen und siegen, das ist das wichtigste.“ Die elektrischen Leitungsmaste tragen seit einigen Tagen blaue Blechschilder: „Nicht auf den Boden spucken, nicht auf die Erde pipimachen!“ Eine Mahnung, die angesichts und angehört der üblichen Spuckorgien ganz angebracht erscheint. (Leider haben die Sprüchemacher des wahrhaft gräßlichen Nasebohrens nicht gedacht, dem hier weitgehend gefrönt wird.) Eine Seifenfabrik fordert, sehr sinngemäß, zu Sauberkeit und Ordnung auf, aber auch dazu, ein neues Leben zu beginnen und schlechte Gewohnheiten abzulegen. An der benachbarten Fabrik lesen wir: „Behandle die andern so, wie du selbst von ihnen behandelt werden möchtest!“ Zwei Häuser weiter: „Aufstehn und Sitzen, Arbeiten und Ruhn, alles hat seine bestimmte Zeit.“ Daneben: „Mit Gemeineigentum pfleglich umgehen, Blumen und Bäume schonen!“ An vielen Stellen prangt des Staatspräsidenten lapidare Vierzeichenlösung: „Wu wang dsai Tjü, vergeßt nicht Tjü!“ Sie spielt auf ein jedem Chinesen bekanntes geschichtliches Ereignis an (das vor nicht weniger als 2300 Jahren stattgefunden hat!) und bedeutet: Wenn es jetzt auch aussichtslos erscheint, das Festland wiederzugewinnen, wird der Tag der Befreiung so gewiß kommen wie damals in Tjü. — Mau Dsödungs Name erscheint auf einer großen Tafel als Man Dsej, der Räuber Mau. — Mit dieser kleinen Blütenlese sei's genug.

Bei einer Jagd auf Inschriften entdeckte ich auch die Polizeistatistik der Verkehrsunfälle. Danach hat es in der vergangenen Woche in Taibei 42 Unfälle mit 50 Verletzten und 2 Toten gegeben. Die Stadt hat 1,2 Millionen Einwohner. Aus meiner Fußgängerperspektive beobachtete ich in der Nähe dieses Schildes gleich mehrere Bumser, die mich an die Autoscooter unseres Schützenplatzes erinnerten. **Man nimmt** so etwas nicht

weiter tragisch. „Mej guanhsi“, heißt es, sogar wenn man selbst einen abgekriegt hat. Lackfetischisten verfallen hier unweigerlich dem Trübsinn. Wenn Sie in Lüchow unseren VW sähen . . . !

Während ich dies zu Papier bringe, sind wir vom lieben Vaterland durch die sogenannte Mittelostkrise abgeschnitten, und auch die Roten tummeln sich, wie man mir aus Deutschland (!) mitteilt, gelegentlich über unsern Köpfen. Die Zonengrenzbewohner brauchen uns also nicht zu beneiden, wenn auch einstweilen nicht zu bemitleiden. Das Volk von Hsindschuang jedenfalls hat, unberührt von den rauen Zeitläuften, sein alljährliches Baibai gefeiert. Es ist dies so etwas wie Kirchweih mit Prozession und Segen.. Die Götter werden, mit Blumen geschmückt, von gestickten Fahnen und vielen Musikkapellen begleitet, durch die Gemarkung getragen. Nach dem Umzug ist großes Festessen. In jedem Haus sind, von der Straße aus sichtbar, die Eßtische rot gedeckt, und es wird erwartet, daß man bei jedem auch nur flüchtig Bekannten eintritt und sich gütlich tut. Wir hatten drei förmliche Einladungen: bei den Eltern einer Schulkameradin der Tugendblüte, bei unserem Filmentwickler und bei unseren frommen Gegenübers, die übrigens neulich von der Polizei wegen verbotenen Glücksspiels verhört worden sind. Bei den letzteren kamen wir nicht darum herum, ihnen mit Reiswein zuzuprosten. Da man diesen aus winzigen Gläschen nippt, dauert es lange, bis man einen Schwips hat. Eine kürzlich zu uns gestoßene Rheinländerin war — eingedenk heimischer happenings — geradezu erschüttert über die völlige Unbetrunkenheit, in der das ganze kribbelnde und wibbelnde Fest bei 28 Grad (es war ein kühler, trockener Tag) ablief.

Aber ich bin von den Ferien abgekommen. Was wir machen werden? Taitai hat sich zu einem chinesischen Malkurs angemeldet, und ich möchte endlich mal Kalligraphie üben. Was das Verreisen anbetrifft, wissen wir nur eines mit Sicherheit: daß wir uns diesmal bei unserem Fremdenpolizisten abmelden, wozu wir als Ausländer verpflichtet sind, sobald wir die Gemeinde verlassen. Im vorigen Jahr haben wir das unterlassen und uns eine ernste Rüge zugezogen, als wir in unserer Einfalt ausplauderten, wie schön wir es in Südtaiwan gefunden hatten.

Joachim Fritzen.

Brief aus Taiwan:

## Dem annern sin Nachtigall

31.8.67

Wenn unsere Ferienreisenden von Meer und Gebirge oder aus dem sonnigen Süden zurückkommen, mißt man ihre Erholtheit in Hautbraungraden. Nicht so in Taiwan. Abgesehen davon, daß der Normalchinese Erholungsreisen nicht kennt, meidet er — und noch mehr: sie — nichts so ängstlich wie die Sonnenstrahlen. Selbst die Bäuerinnen gehen mit dicht verummten Gesichtern, Armen und Beinen aufs Feld, und im Fernsehen wird unablässig Reklame gemacht für Mittel, die das Braunwerden verhindern sollen. Taitai und Tugendblüte sind oft genug Gegenstand bewundernder Ausrufe: Was für schöne weiße Haut ihr habt!

Man lasse sich ja nicht einfallen, einem gesund aussehenden Chinesen das Kompliment zu machen: Sie sind ja braungebrannt wie ein Neger. So etwas können Sie nur sagen, wenn Sie ihn tödlich beleidigen wollen. Gestern antwortete Nachbar Lü, ein reizender Kollege von der Universität, einem sonnengebräunten Deutschen mit der Fabel: Ein Rabe setzte sich auf den Rücken eines Schweines und sagte: Bist du aber schwarz... Der Ton unseres chinesischen Freundes war dabei nicht ganz so liebenswürdig wie sonst. Dabei verstehen wir die Empfindlichkeit der Chinesen nicht recht. Selbst zur Winterszeit, wenn wir blaß wie die Kartoffelkeime sind, ist ihre Hautfarbe, insbesondere an den Händen, merklich heller als unsere deutsche. Aber irgendwie scheint irgendwo ein „Miko“ in ihnen zu stecken.

Warum zum Beispiel sind die Schaufensterpuppen ausschließlich europäischer Rasse? Sie werden nicht etwa aus dem Ausland importiert. Ich kenne selbst eine Werkstatt in Taibei, wo sie hergestellt werden. Finden die Chinesen unseren Typ schöner als ihren eigenen? Nachbar Lü, der übrigens in den Dreißigerjahren sein Abitur in Deutschland gemacht hat, bestreitet das energisch. Die Chinesen seien, so behauptet er, äußerst rassenstolz und hielten alle anderen für minderwertig. Aber ob man sich auf seine Auskünfte so unbedingt verlassen kann? Er ist nämlich ein Zwei-Seelen-wohnen, ach, innerer-Brust-Mensch. Einerseits rühmt er sich, Abkömmling der Mandschu zu sein, die, als fremde Eroberer, fast dreihundert Jahre

lang den chinesischen Kaiserthron innehatten, und sieht daher auf die Chinesen ein wenig herab, andererseits gibt er sich als hundertprozentigen Chinesen und Vertreter alter Sitte. Die sanfte Friedenszither dagegen, die uns durch Schubertlieder ergötzt und unsere Kinder schon dreimal nach Südtaiwan eingeladen hat, neigt dazu, den Europäerinnen den Schönheitspreis zuzusprechen. Die wahre Meinung und den wirklichen Grund wird man wohl nicht herausbekommen. Können wir etwa sagen, warum die Postbusse gelb und die Bahnbusse rot sind?

Auch die aufreizend strotzbusigen Walküren, deren man zur Werbung für mehr oder weniger schädliche Zivilisationsprodukte bedarf und die sich die Junggesellen aus den Illustrierten herausschneiden, sind überwiegend Kaukasierinnen. Es ist mir ernst —, wenn vielleicht auch nicht ganz glaubhaft versichert worden, eine Chinesin gebe sich nicht dazu her, unbedeckt für ein Titelbild zu posieren. Ob es daran liegt, daß sie sowieso nicht viel zu zeigen haben? Jedenfalls sieht man sie nur ehrpusselig teilentblößt. Leser des Djinpingmei werden das kaum glauben wollen. Aber in der Wirklichkeit sind die Chinesen äußerst etepetete, und statt anderer Laster haben sie sehr viele Kinder.

In meinem Nationalgefühl besonders gestärkt fühle ich mich, wenn harmlose Gemüter mir die Hinterkeulen eines sexigen Weibchens vorweisen und im Tone aufrichtiger Anerkennung versichern: das ist eine Deutsche. Das Pendant dazu sind diejenigen, für die es der Gipfel feinsinniger Schmeichelei ist, uns zu unserm „großen General Hitler“ zu beglückwünschen. So sieht des kleinen Mannes Deutschlandbild aus, das wir, als Vertreter deutscher Sprache und Kultur, zu reinigen bestallt sind. Glückseliger Herkules in Augias' Stalle!

Freilich gibt es sehr wohl die Unmoral, und zwar in Gestalt zahlloser „Girli“-Lokale, die nicht nur von Vietnam-Urlauern frequentiert werden, sondern in denen auch manches seriöse Geschäft abgeschlossen wird. Es gibt ihrer so viele, daß der Staat neuerdings auf die Besteuerung der leichten Mädchen nicht mehr verzichten zu dürfen

glaubt. Immerhin darf die Liebe sich nicht bei Tageslicht sehen lassen. Wenn ein junger Krieger auf der Reede von Gilong seine chinesische „Braut“ zum Abschied küßt, schreitet die Polizei ein, weil das unchinesisch sei. Ist sie wenigstens angewiesen, einzuschreiten. Doch zweifle ich, ob sie's tut, sieht sie doch selbst bei schweren Verstößen gegen die Verkehrsregeln tatenlos zu. Und mit Grund! Griffe sie nämlich ein, würden bald „alle Räder stillestehn“.

Inzwischen sind die ersten Graduierten unserer Universität als Stipendiaten nach Deutschland gefahren. Ihre Graduierung geschah in einer feierlichen Zeremonie in der Stadthalle von Taibei. Den Ehrenvorsitz führte Freichinas First Lady, Frau Djiang. Da die Fu-Jen-Universität katholisch ist, hatte sich auf der Bühne hoher Klerus des In- und Auslandes versammelt. An der Rückwand der Bühne hing ein riesiges Bild Sun Yatsens, des Gründers der Republik. Die Graduierten, je nach ihrer Fakultät in Talaren verschiedener Farbe, auf dem Kopf einen ulanenhelmartigen Doktorhut mit langer Troddel. Nach der Nationalhymne machte, auf ein Kommando, alles Front zum Bilde des Guofu und vollführte (idjüngung, dsaidjüngung, sandjüngung) die üblichen drei Verneigungen. Die nichtchinesischen Würdenträger stellten sich dabei, wie mir schien, etwas linkisch an; wahrscheinlich fühlten sie sich ähnlich wie ich vor dreißig Jahren, wenn ich „deutsch“ grüßen mußte. Jedoch ist diese Art der Ehrung in ganz China gang und gäbe, und man erweist sie Göttern und Menschen, Toten und Lebenden, Roten und Unroten in gleicher Weise. Daß der alte Brauch auch manchen Chinesen nicht mehr so leicht aus den Gelenken fließt, das meinte ich aus dem verlegenen Lächeln herauslesen zu dürfen, mit dem viele Studenten die befohlene Verbeugung vor uns Lehrern mehr andeuteten als ausführten.

Wie sind sie sonst, unsere Studenten? Zur Illustration eine kleine Episode.

Ich hatte dem dritten Studienjahr als Thema des Prüfungsaufsatzes folgende Frage gestellt: Angenommen, Sie würden auf eine einsame Insel verbannt und dürften nur ein einziges Buch mitnehmen, . . . welches Buch würden Sie wählen? — Dabei schwebte mir die ungeheure Literatur vor, die China im Laufe seiner dreitausendjährigen Kultur geschaffen hat und die auch im Westen bei Kennern und Liebhabern hoch geschätzt wird, und ich freute mich auf die Aufsätze über Kung Fudsy, Laodsy, Muodsy, Dschu-

angdsy, über die Dichter Li Taibo und Dufu, über die Geschichte der drei Reiche, die Räuber vom Liangshan-Moor, den Traum der roten Kammer . . . Was ich aber in Wirklichkeit zu sehen bekam, untertraf die schlimmsten Befürchtungen eines leidgeprüften Pädagogen. Von 36 Studenten hatte kein einziger ein chinesisches Buch angegeben. Dagegen hatten 14 die Bibel gewählt, einige mit dem treuherzigen Geständnis, glaubenslos zu sein. Ich erkundigte mich unter der Hand, wieviel Christen in der Klasse seien, und bekam heraus, daß von den 9 Christen die Bibel nur 4 gewählt hatten. Als ich diese Geschichte in einem Kreise hochgebildeter Leute erzählte, erntete ich — natürlich — nur höfliches Hohnlächeln. Was ich denn erwartet hätte, fragte mich ein anwesender Minister. In China gebe man auf solche Frage die Antwort, die der Partner vermutlich gern höre.

Nun gut, ich nahm's hin. Aber, ganz kann diese Erklärung doch nicht zutreffen. Denn selbst der diplomatischste chinesische Student wird wohl nicht im Ernst auf den Gedanken verfallen, mir mit Robinson Crusoe (4 Nennungen), Gone with the wind, einem Wörterbuch (4) und ähnlichen Büchern ein besonderes Vergnügen zu bereiten. Bleiben noch die fünf oder sechs, die Werthers Leiden, die Räuber und den Taugenichts gewählt haben. Schön, die mögen aus Liebedienerei geheuchelt haben. Aber die ändern? Vor allem, warum kein chinesisches Buch? Sie wissen alle ganz bestimmt, was für ein Sinomane ich bin . . . Wie nahe hätte es gelegen, mir damit nach dem Munde zu reden!

Es ist eben nicht leicht, bei diesen Wai-guoren das Rechte zu treffen. Hatte ich mir da von einem Götterschnitzer einen Buddha machen lassen. Mit dem Hakenkreuz auf der Brust, das eine ähnliche Bedeutung hat wie bei uns das Herz Jesu. Als ich meine Statuette abholte, fand ich sie mit einem rechtsläufigen (deutschen) Hakenkreuz dekoriert statt mit dem linksläufigen buddhistischen. Der Herrgottschnitzer von Wanhua bemerkte mein bekümmertes Gesicht und verteidigte sich mit dem Hinweis auf meine Staatsangehörigkeit. (Wer dächte bei solchen Erfahrungen nicht an das Bibelwort von den Sünden der Väter!) Schließlich bequeme sich der kundendienstbeflissene Kunstwerker dazu, das Emblem wegzuooperieren, aber seitdem sieht mein vollkommen Erwachter ein wenig mitgenommen aus.

Joachim Fritzen

Brief aus Taiwan:

20.1.68

## Winterreise auf der „schönen Insel“

Die schönen Tage in Ostasien gehen nun zu Ende. Ein knappes halbes Jahr noch . . . und dann bleibt uns nichts mehr, als den un-gesehenen Sehenswürdigkeiten der „schönen Insel“ nachzutruern. In Anbetracht dessen bestärkte mich mein Ältester (15), sonst ganz und gar kein Freund meiner Tempelvisiten, darin, mit ihm über Silvester südwärts zu fahren und es der Taitai zu überlassen, zu Hause deutsche Weihnachten vorzudemonstrieren, um den folkloristischen Erwartungen der Umwelt zu genügen. Sogar ins Auto, das ich seit unseren unverschuldeten Sommerunfällen gemieden hatte, wagte ich mich. Und dazu gehört schon ein Schuß Tollkühnheit in einem Lande, dessen Unfallziffer (laut China Post) zu den höchsten der Welt gehören soll.

Keine Frage, es ist Winter in Taiwan. Aber woran erkennt man ihn? Das bißchen Schnee auf dem Yangmingschan (1 000 m) bestimmt das Landschaftsbild nicht. Die meisten Bäume sind grün, der Raps steht in voller Blüte, von den Christsternen, Bougainvillien, Hibisken und Kamelien zu schweigen; ungemütlich freilich ist es in den ungeheizten Häusern mit ihren 12 bis 16 Grad. Wie gut, daß wir im VW warm haben.

Die Reisfelder, deren Wasser man abgelassen hat, haben noch ihre Stoppeln oder sind umgepflügt. Die glatten Kanten der großen Lehmschollen reflektieren das Licht des grauverhangenen Himmels und erscheinen dadurch wie bereift. Das Blattwerk des Bambus ist schütter und ebenso vergilbt wie

Gras und Rohr an den Rainen. Obwohl die meisten Läden genau wie im Sommer offenstehen, halten sich die Leute im Hause. Die Ortschaften wirken leerer als sonst.

Erstes Ziel unserer Fahrt ist Lugang, ein ehemals blühender, jetzt verlandeter Hafen in Mitteltaiwan. Man merkt der Stadt noch heute an, daß sie ein Kulturzentrum der ersten chinesischen Siedler gewesen ist. Die Hauptstraße ist einheitlich gebaut und glänzt in peinlicher Sauberkeit. Jedes Haus ist ein kleines Juwel. Alt und ehrwürdig erscheinen die Kapellen, die sich von den Wohnhäusern nicht unterscheiden, Lugangs große Tempel sind das Ziel von Touristen und Gläubigen, das heißt also auch das unsrige.

Den Hinweis auf Lugang verdanken wir einem höchst bemerkenswerten Manne, einem Holländer, der im Auftrag des Pariser „Institut des Hautes Etudes d'Extreme Orient“ die Daoreligion erforscht, d. h. die Volksreligion, der zwar neun von zehn Tempeln angehören und die dennoch nicht einmal einen Namen besitzt. Dabei ist die Volksreligion das Chinesischste vom Chinesischen, wohingegen der Buddhismus, von dem nach außen hin fast ausschließlich die Rede ist, von kulturbewußten Chinesen deutlich als fremd und ausländisch empfunden wird. Der kleine Mann kennt allerdings kaum einen Unterschied. Als Chineser verehrt er alles Verehrungswürdige, und in den Tempeln der Volksreligion sind die Buddhas und Bodhis-

attvas heimisch, während in streng buddhistischen Anlagen die daoistischen „Götter“ nur eine geringe Rolle spielen.

Jener noch junge Forscher hat sich, um ins Innere der Daoreligion einzudringen, zum Priester ordinieren lassen. Da die Priesterwürde erblich ist, mußte er sich von einem alten Priester als Sohn adoptieren lassen. Sein „Vater“, wie er ihn nennt, hat ihm sein Haus und seinen Privattempel vermacht. Nun muß man nicht meinen, der junge Gelehrte sei ein verdrehter Spökenkieker oder gar ein Orientschwärmer von jener Sorte, der wir unser romantisch verzerrtes „poetisches“ Chinabild verdanken; vielmehr ist er ein ganz und gar kritischer Westeuropäer. Er hat nicht nur Hunderte von unbekanntem Manuskripten bei seinen „Amtsbrüdern“ entdeckt, sondern sie auch getreulich, wie es heiliger Brauch ist, mit dem Pinsel abgeschrieben. Dabei ist er einer höchst eigenartigen liturgischen Musik auf die Spur gekommen, die stark von der allgemein benutzten buddhistischen Melodik abweicht und die zu erforschen ich mir vornahme, wenn ich noch in den Dreißigern wäre wie jener interessante Daoschy. Unter den gegebenen Umständen muß ich mich damit begnügen, ein paar Stücke der üblichen schellenklirrenden Kultmusik aufzuzeichnen, von der man im Westen jedoch auch nur sehr wenig weiß.

Den Silvesterabend verschliefen wir in Dschanghua zu Füßen des riesigen Buddha, auf dem Baguaberg, der seinen Namen von den metaphysischen Dreistrichfiguren des „Buches der Wandlungen“ hat. Obwohl nach dem Sturze des Mandschuregimes (1911) der westliche Kalender eingeführt worden ist, denkt niemand daran, den Jahreswechsel am

31. Dezember zu feiern. Das Volk läßt sich sein traditionelles Neujahrsfest nicht nehmen, das heuer auf den 29. und 30. Januar fällt und auf meinem Tischkalender nicht einmal rot markiert ist, obwohl die Schulen eine Woche frei haben und Betriebe und Geschäfte schließen. Unsere Flasche taiwanesischen Traubenweins, der ganz vorzüglich schmeckt, blieb also ungetrunken.

Den 1. Januar widmeten wir dem Wallfahrerzentrum Bejgang mit seinem überwältigenden Tempel der Madsu, der heiligen Himmelsmutter. Ich fühle mich außerstande, die Fülle der Kunstwerke und das Gewoge der Andächtigen zu schildern. Vielleicht hat der Filius sie mit der Filmkamera festgehalten, so daß wir sie auch den Lüchower Freunden einmal zeigen können. An der Nordostecke befindet sich eine Krankenstube, in der Arme umsonst behandelt werden.

Einer besonderen Beschreibung wert wären die Provinzhotels, in die sich wohl für gewöhnlich kein westlicher Ausländer verirrt. In jedem gehörte zum Zimmer Bad und WC. Leider floß das in Anbetracht der Kälte besonders erwünschte Warmwasser nicht gerade reichlich, und Frühstück mußten wir uns auch denken.

Auf der Rückfahrt drängte mein Sohn, in dem die ersten ritterlichen Regungen erwachen, darauf, im Rosenzentrum von Yüanlin einen Strauß für die Mutti mitzunehmen. Es ist schon ganz beeindruckend, einen Tag nach Neujahr unter freiem Himmel zwischen Marschall Niel und Konrad Adenauer zu lustwandeln. Das gibt Schwung für Minna von Barnhelm, die die deutsche Abteilung der Fu-Jen-Universität nächste Woche, mit den Fritzensöhnen als Souffleuren, herausbringt.

Joachim Fritzen



Joachim Fritzen berichtet

## Nach zwei Jahren Taiwan

Wenn ich nur noch selten an die EJZ schreibe, so liegt das nicht daran, daß es über China nichts mehr zu sagen gäbe, sondern — die Leser werden sich so etwas schon gedacht haben — eher daran, daß Taiwan mich langsam aber sicher „verdaot“. Will sagen, daß ich mich tiefer und tiefer in die Dao-Religion und ihre Musik hineinziehen lasse und jede freie Minute dazu benutze, mich zu informieren. Wenn ich hierbliebe und mich ganz der Forschung widmen könnte . . . nicht auszudenken!

Doch ich muß zurück, und das Ende der Frist legt eine Gewissensforschung nahe. Hat sich unser Hiersein gelohnt? Hat die Bundesrepublik die gern zitierten Steuergroschen gut angewendet, als sie uns hierher schickte? Haben vor allem die chinesischen Studenten etwas davon gehabt? Und die Völkerverständigung? Und der westliche Geist? Und die deutsche Kulturpropaganda?

Nun, in eigener Sache kann man nicht Richter sein, und ich bin mit meinen Leistungen noch nie zufrieden gewesen. Fest steht indessen, daß ich aus China geistig reich beschenkt fortgehen werde. — Welchen Nutzen meine Kinder gehabt haben, wird sich auf der deutschen Schule zeigen. Ob die Tugendblüte (8) es auch in Lüchow zur Klassensprecherin gebracht hätte wie auf der chinesischen Volksschule? Dem deutschen Lesen und Schreiben bringt sie einstweilen jedenfalls nur Abneigung entgegen, und oft benutzt sie chinesische Wörter, wenn sie deutsche nicht findet. Dafür bekommt sie dann außer Freundschaftsbeteuerungen von ihren Gespielinnen auch Briefchen wie: Fu Dölan, du tugendvergessenes stinkendes Hühnerei, von deiner Sorte kriegt man ein Dutzend für zwei Kuasi. — Statt „vergessen“ schreibt die Freundin das Zeichen für „König“, das Huhn in Lautschrift, das Ei war in der Schule noch nicht dran, braucht sie also nicht zu können; dafür weiß sie aber, wie „stinken“ geschrieben wird, was sie in der Schule ganz bestimmt noch nicht gehabt haben.

Gestern abend, während ich mit der Taitai und dem 13jährigen Örlgö (dem kleineren großen Bruder, der gerade DvD, d. h. Dolmetscher vom Dienst, war) bei den Buddhisten auf Tonjagd war, ist der 15jährige Dagö (der große große Bruder) mit der Mejmej im Kino gewesen. Es lief ein mythologischer Monu-

mentalfilm chinesischer Produktion, der die Legende der buddhistischen Göttin der Barmherzigkeit erzählt. Guanyin (japanisch: Kwanon) ist die Tochter eines blutgierigen Königs, eines wahren Dschingis Khan an Grausamkeit, der die unterjochten Länder systematisch ausmordet. Bei einem Gelage mit seinen Kriegern schlägt er selbst die Trommel zu einem wilden Gesang mit dem Kehrreim „Scha . . . scha!“, töten . . . töten. Guanyin nun rettet die Unglückseligen und führt sie selbst bei der Flucht an, zu der sie die Lagertüren hat öffnen lassen. Als die Soldaten des Königs den Flüchtlingen dicht auf den Fersen sind, betet Guanyin zu den Buddhas, und ihr langer Schleier wird zur Brücke über den breiten Fluß, die zusammenbricht, sobald die Verfolger sie betreten. Es wird geritten, gehauen, gestochen, geschossen und gestorben, alles in Massen, denn wie sollte man sonst dem Zuschauer die Tugend schmackhaft machen. Schließlich wird der König krank, und nur seine Tochter — so sagt der Schamane — könne ihn vor dem Tode bewahren. Zu diesem Zweck muß Guanyin ihre schönen Hände und Augen opfern. Ihr Anbeter, ein wegen seiner Milde gegen Feinde in Ungnade gefallener General, muß ihr die Hände abhauen, nachdem sie sich mit ihnen die Augen ausgerissen hat. Man sieht — ich habe im Kino nicht hingeschaut —, wie sie mit blutigen Armstümpfen die blutigen Augenbälle auf des Königs Lager legt. Am Ende der Moritat wird, selbstverständlich, sogar der arge Wüterich bekehrt, und Guanyin mit tausend Segenshänden, wie wir sie aus der Kunst kennen, schwebt empor zum Himmel. — Gedreht unter dem Patronat der Buddhistischen Kirche Chinas. Hauptdarstellerin ist Lili Hua, eine süße Schönheit, der man ihre 50 Jahre beim schlechtesten Willen nicht ansieht. Unsere Patres wußten überdies von ihr zu melden, daß sie eine gute Christin sei oder ist. Seitdem habe ich keine Gewissensbisse mehr, wenn ich in den Heidentempeln Geld für Weihrauch und Öl gebe.

Nicht alle Filme sind so. Es gibt auch sentimentale Heimatfilme und Filme aus dem bürgerlichen Alltag, die die Chinesen von ihrer netten Seite zeigen, die sie uns gewöhnlich zukehren. Was gibt es da doch für entzückend schüchterne junge Männer! Und ich glaube, sie sind gar nicht einmal so weit

von der Wirklichkeit entfernt. Gräßlich dagegen sind japanische Samuraifilme, sozusagen japanische Nibelungenlieder, bei denen am Ende die tödlich verwundeten Übriggebliebenen die Köpfe ihrer Feinde auf Spießen taumelnd davontragen. Und sonst? Amerikanische Ware niedrigster Machart, derentwegen man sich schämt, dem sog. westlichen „Kultur“-Kreis anzugehören. Daß die Amerikaner überdies immer noch und immer wieder den Hitlerkrieg auswalzen und breittreten und die Deutschen immer Dreische beziehen, könnte einen noch nachträglich zu einem falschen Urteil über die Geschichte verleiten. Aber man soll sich wohl von der Torheit und Bosheit anderer Leute nicht anstecken lassen.

Zu Beginn einer Vorstellung ertönt die Nationalhymne. Alles steht auf und sieht auf Breitwand den Präsidenten lächeln. Wenn man die Chinesen kennt, erscheint einem diese Art von westimportiertem Nationalismus ziemlich unchinesisch. Aber das ist sicher nicht die einzige Verfremdung, die wir den Chinesen aufgedrängt haben. China war, wie es war, rund und richtig, wenn freilich auch nicht vollkommener als sonstiges Menschliche. Unsere gewaltsame Intrusion ist sicher nichts Gutes gewesen. Allerdings ist sie heute nicht mehr rückgängig zu machen.

### **Die Überheblichen**

Man kommt im übrigen nicht darum herum, über die Wirkung westlicher Anwesenheit nachzudenken. Wie geht es zu, daß gewisse Westler trotz allem guten Willen nur unbeliebt sind? Im Asia Magazine haben sich neulich ein paar asiatische Journalisten zu diesem komplexen Thema geäußert. Sie führten allerlei militärische und wirtschaftliche Gründe an. Gar nicht die Rede war da von einem ästhetischen Phänomen, das besonders mir auffällt, von dem man aber wahrscheinlich aus Taktgefühl nicht sprechen darf. Ich meine die überdimensionierten Damen mittleren Alters, die mit hochmütig verschlossenen Gesichtern wie Schlachtschiffe durch die teuren Geschäftsstraßen ziehen und nur dann und wann mit knarrenden Stimmen etwas Kaltes fallenlassen und neben denen ihre bulligen Männer mit Bürstenkopf zu Nichtsen zusammenschrumpfen. Sicher sind es ganz harmlose Wesen, aber die Kontaktlust erlischt in ihrer Gegenwart. Ob es nur mir so geht oder auch den Chinesen? Ich wenigstens mache die Erfahrung, daß der indolenteste und mürrischste Chinese zurücklächelt, wenn

man ihm ein freundliches Gesicht zeigt. Und die kleinen Leute, die Laubaihsing, freuen sich ohne Verstellung, wenn ich mich zu ihnen geselle und sogar bei Tempelfesten an ihren Agapen teilnehme. Aber wer von denen, die als Schutzmächtlinge oder als Kulturfunktionäre hierher gesandt sind, tut das schon!

Vor den kleinen Leuten warnen mich übrigens auch chinesische Schmalspurintellektuelle. Warum beschäftigen Sie sich ausgechnet mit der Daoreligion, diesem Schandfleck unseres Volkes, fragte mich neulich unser bester Deutschstudent. Gehen Sie doch nicht zu diesen Menschen, Sie bekommen da bloß Tbc, Hongkongfuß und venerische Krankheiten. Ich versuchte, ihn durch den Hinweis auf meine beinahe 60 Jahre und meine glückliche Ehe zu beruhigen. Er aber meditierte weiter: nur die Religion sei schuld an Chinas Armut und Rückständigkeit. Um ihn nicht sein Gesicht verlieren zu lassen, fragte ich ihn nicht, ob er schon einmal etwas von der 2000jährigen Verfolgung der Religion durch die Konfuzianer gehört habe, die es an drakonischen Gesetzen gegen Nonkonformisten nicht haben fehlen lassen. Vielleicht rührt seine Meinung daher, daß er Christ ist, was er gleich am Anfang unserer Bekanntschaft betont hat, als er sich unseren Kindern als Privatlehrer empfahl. Doch dann las ich in seinem Semesterschlußaufsatz: So wie die Ingenieure die Maschinen, so haben die Priester die Götter erfunden. Also hat Spengler recht, wenn er den Ingenieur den Priester der Maschine nennt. — Sollte dieser Student etwa gar zu den Stipendiumschristen gehören?

Übrigens Armut und Rückständigkeit . . . das stimmt gar nicht mehr. In Taiwan jedenfalls entstehen Tag für Tag neue Fabriken. Die Bautätigkeit ist enorm und erinnert an die Zeiten des bundesdeutschen Wirtschaftswunders. Es geht mit großen Schritten vorwärts und ginge noch schneller, wenn die Republik China nicht eine so große Armee unter Waffen zu halten hätte. Leider hat der Bauboom eine bedenkliche Seite: immer mehr fruchtbares Reisland verschwindet unter Betonklötzen. Die „Schöne Insel“ wird zusehends häßlicher. Die Städte und Dörfer werden unter Dunstglocken erstickt. Es ist schwer, da nicht auf reaktionäre Gedanken zu kommen und den Zeiten nachzuträumen, wo es nur die ziegelfarbenen Bauernhäuser mit ihren geschwungenen Dächern im saftigen Grün gab, wenn auch ihre Bewohner nicht sicher vor Kopfjägern waren.

## Letzter Brief aus Taiwan / Von Joachim Fritzen

12. 6. 68

Die Amerikaner haben sich im Norden der Insel Formosa den schönsten Badestrand reservieren lassen. Chinesen ist der Zutritt zwar nicht verboten, doch werden die Besucher durch Schilder aufgefordert, Einheimische nicht mitzubringen. Vielleicht hat man dabei an die leichten Soldatenbräute gedacht, die bei der totalen Fleischschau günstiger abschneiden würden als ihre fernwestlichen Konkurrentinnen? Immerhin mangelt es den Amis nicht an altpreußischer Phantasie. In diesem Jahr haben sie mitten über den Strand eine Trennwand gezogen: hier für die Offiziere, dort . . .

Wie vertraut es einen da anweht. Wissen Sie noch, damals in unserem Intelligenzlerbataillon, das fast ausschließlich aus Universitätsprofessoren und Missionaren bestand? Eines Tages ward für die Toiletten die Segregation befohlen. Wir waren erbost, denn wir fühlten uns den Offizieren gesellschaftlich gleichrangig. Auch saßen wir bei der Arbeit Seite an Seite. Da aber selbst bei Preußens die Bäume nicht in den Himmel wuchsen, sorgte eines Tages eine Bombe für die Niederreißung der Klassensranken. Unsere schlichten Mannschaftsgedärme wurden offiziersklosett würdig, da nun keine Türen mehr da waren. — Ja, Sorgen haben die Menschen!

Zum Beispiel die Regierung dieses sympathischen Landes. Da hatten wir am 1. Mai des Bauernkalenders (27. Mai des amtlichen) zum großen Baibai in Hsindschuang unsere filmenden und knipsenden Freunde zusammengetrommelt und ihnen Wunder von dem großen Festzug versprochen, der in den vergangenen Jahren mit Göttern in Tragsänften und zu Fuß, Tänzern und Fechtern durch die Straßen gezogen war, von vielen Familien mit dem Geprassel von Knallfröschen begrüßt. Aber nichts da. Zwei kümmerliche Lkws mit ein paar geschminkten Dämonendarstellern, die im Didsangwangtempel die vergeblichen Sturmangriffe auf den Gott gemacht hatten, fuhren lustlos die Straße entlang. Was war los? Zunächst wollte ich's den Leuten, die ich fragte, nicht glauben. Die Regierung habe den Festzug verboten. — Wie? Die Regierung von Frei-China? Das sei doch

kaum möglich. — Und doch war es an dem! Die Zeitung bestätigte es. Offizieller Grund: der Umzug störe den Verkehr. (Der Zug hätte ohne Schwierigkeit die ohnehin uninteressante Bundesstraße 1 vermeiden und sich auf die volkreiche Wohnstraße beschränken können.) Zweiter Grund: die Leute gäben zu viel Geld aus, und das dürfe nicht sein. Das teuerste sind nun freilich die großen Gastmähler, die in den Privathäusern stattfinden, und die wurden wie eh und je abgehalten . . . Man stelle sich vor, daß eine laizistische Regierung in einem katholischen Lande die Fronleichnamsprozession verböte! Die stolze Selbstbezeichnung des Landes verliert damit an Glaubwürdigkeit.

### Menschenrechte

Dieses Land ist Mitglied der UNO und kämpft jedes Jahr neu darum, daß sein Sitz nicht an Rotchina vergeben wird. Obwohl die UNO-Charta es für menschenrechtswidrig erklärt, daß eine Regierung ihren Bürgern den Auslandspaß verweigert, ist es für einen normalen Chinesen nahezu unmöglich, Taiwan zu verlassen. Vielleicht will die Regierung damit ihre Leute vor ärgerlichen Erfahrungen schützen, wie sie sie von der Bundesrepublik zu erwarten haben.

Wir wollten eine sympathische Studentin aus bester Familie auf ein Jahr zu uns einladen und damit das Gute vergelten, das unserer kleinen Tochter getan hat. Hin- und Rückreise sowie Aufenthalt wollten wir selber bezahlen. Die deutschen Behörden verweigerten uns das, selbstverständlich ohne Angabe von Gründen. Das Auswärtige Amt endlich geruhte uns mitzuteilen, daß man Chinesen nur zum Studium, jedoch nicht als Besucher hereinlasse, da sie erfahrungsgemäß dazu neigten, sich festzusetzen. (Was vielleicht sogar zutreffen mag; deswegen hatten wir angeboten, das Rückreisegeld zu hinterlegen.) Daß wir als Deutsche das Menschenrecht haben, beliebige Freunde einzuladen, scheint unsere Behörden nicht zu interessieren, da wir als Nichtmitglieder der UNO die Charta nicht unterschrieben haben. Ob und wie sich das Ganze mit dem Grundgesetz verträgt, ist uns nicht völlig klar, doch dürfte

es im Zweifelsfall unseren Juristen an Gründen gegen uns nicht mangeln.

Die große Sensation der letzten Woche war der spektakuläre Selbstmord des ältesten Sohnes des Regierenden Bürgermeisters von Taipej. Dieser 27jährige Mann hatte sich mit seiner Braut, einer Oberschullehrerin, im Landhaus der Familie zum Todesschlaf gebettet. Sie im weißen Hochzeitskleid mit roten Schuhen. Umgeben von Rosen. Heute war die Trauerfeier, vor der man dem Sohn das Mädchen posthum angetraut hatte. Als sie noch lebte, war sie den Schwiegereltern wahrscheinlich nicht gut genug. Aber so ist das hier noch immer. In den besseren Familien verheiratet die Eltern oder gar die Großeltern die Kinder. Meine Frau kann Dutzende von Geschichten erzählen, ist sie doch die mütterliche Ratgeberin manches gebrochenen Studentenherzens, das wider Willen in die Ehe getrieben wird. Und die jungen Leute wagen kaum aufzumucken. Die Männer sind vielfach von jener eigentümlichen Schwächlichkeit, die uns an dem Helden des „Traums der roten Kammer“ so oft aufbringt, daß wir rufen möchten: Kerl, sei Er ein Mann und hau Er mit der Faust auf den Tisch!

Klar Stellung zu nehmen und eine abweichende Meinung zu vertreten, liegt den Chinesen nicht. Interessant war die Reaktion meiner Studenten auf die Geschichte der Geschwister Scholl, die ja neuerdings auch von unsern jungen Leuten kritisiert werden. Ihr Tod sei unnütz gewesen, lehrt doch auch Bert Brecht, daß man die ungerechte Gewalt überleben müsse. Hierzulande ist die Reaktion völlig anders. In unserem Textbuch wird geschildert, wie Hans Scholl seinen Schiller liest und sich den Satz, der Staat sei nicht Zweck, sondern Mittel des selbstverantwortlichen Individuums, anstreicht. Völliges Unverständnis bei meinen Studenten: „Aber der Mensch ist doch Eigentum des Staates.“

Verdruß bereitet mir auch ihre unheilbare Zitatitis. Man schreibt es ihnen schon in die Aufgabe: Antworten Sie mit Ja oder Nein und begründen Sie Ihre Entscheidung mit eigenen Worten! — Ergebnis: sie kopieren ganze Seiten des Textes, und dazu noch Stellen, die mit der gestellten Frage nicht das geringste zu tun haben. Diese Methode muß wohl mit dem traditionellen chinesischen Aufsatz zusammenhängen, denn unsere Kin-

der ecken hier bei ihren Lehrern an, wenn sie den geringsten eigenen Gedanken bringen, statt das Gelernte in leicht veränderter Reihenfolge wörtlich zu reproduzieren.

Interessanterweise scheinen die Französischstudenenten, über deren Produkte mir meine Frau berichtet, merklich wacheren Geistes zu sein als die der Deutschabteilung. Sollte das Fach solche Rückwirkungen auf die Studenten zeitigen? Denkbar wäre es, denn man leidet beim Kommentieren oft selbst unter der trüben Irrationalität deutscher Schriftsteller, die als Muster an Klarheit und mitleidloser Analyse gelten. Aber wahrscheinlich liegt der Grund noch woanders.

Viele — wenn nicht gar die Mehrheit — der Studenten interessieren sich für ihr Fach nicht sonderlich, da sie es nicht haben wählen dürfen. Vielmehr geht es so zu: Von den 40 000 jährlichen Bewerbern um Studienplätze werden 18 000 durch Zulassungsprüfungen ermittelt. Die besten dürfen sich Fach und Universität aussuchen. Die guten werden zu den Naturwissenschaften abkommandiert, die übrigen auf die sonstigen Fächer verteilt. Du wolltest Jura studieren? Gibts nicht! Marsch ab in die Fremdsprachenabteilung — Englisch? — Kommt nicht in Frage! Platz ist nur noch in der Deutschklasse. — Die Wirkungen auf die Lernmoral kann man sich leicht ausmalen. Daß man aus der Not eine Tugend machen und Geschmack an der nicht selbst gewählten Wissenschaft entwickeln könne, kommt den Studenten ebenso wenig in den Sinn wie unsern Oberschülern. Immerhin sind die taiwanesischen Graduierten — wie unsere Abiturienten — bereits Privilegierte, wenn auch die Aussicht, das Studierte praktisch jemals zu verwerten, gering ist.

Inzwischen hat unser alter Freund der ersten Stunde, der uns seinerzeit den Zutritt zum Daotempel und seiner Zelebrantinnenschar eröffnet hat, sein Stück Land verkauft. Seitdem hat er seine Stelle als Vorbeter, durch die er zu seiner schmalen Pension etwas hinzuverdiente, aufgegeben. Doch da selbst in Taiwan 5 000 Mark für acht Kinder nicht ewig reichen, möchte ich fast wetten, daß er bald wieder beten gehen wird. Freilich werden wir's nicht mehr erleben, da wir uns im August wieder auf die hoffentlich nicht allzu rebellische Lüchower Jugend zu stürzen gedenken.



Oben links: Joachim Fritzen mit einem Freund des Hauses  
Oben rechts: Joachim Fritzen mit seiner „Taitai“  
Unten: Kindergeburtstag bei Familie Fritzen

